Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

# Eine Selbstschau

Das Schicksal und der Mensch - Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers

**Zschokke, Heinrich**

**Aarau, 1842**

Lebens-Sabbath.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8515**

Visual Library

# Lebens-Sabbath.

Es ist
Der Weg zur wahren Größe, die den Schein
Und eiteln Glanz verschmähend, keinen Ruhm
Des ernsten Strebens würdig hält, als den
Der Tugend, den der Menschheit Ausspruch, spendet.
Vorwärts, auf dieser edeln Bahn, o Freund,
Und nie zurückgeschaut!

Heinr. v. Ampringen.

## 1.

## Ein Blick in's häusliche Leben.

Es kam das Jahr 1830. Es führte mich an die Schwelle der Sechsziger! Ich konnte mir's selber kaum glauben, nun schon betagter Mann heißen zu sollen, ich, der kaum erst leben gelernt hatte; konnte kaum glauben, den Tagen nahe zu stehn, von denen man sagt: „sie gefallen uns nicht!" und die mir doch besser gefielen, denn die frühern; den Tagen nahe zu stehn, welche des beginnenden Alters Schwächen und Gebrechen mit sich führen sollen, während ich mich doch ganz Jüngling fühlte. Ich gerieth sogar ein wenig in Versuchung, irgend einen Irrthum in der Rechnung zu argwohnen. Aber der Taufschein zeigte mir hartnäckig die alten Zahlen. So mußt' ich mich denn allerdings darin ergeben, den Sabbath meines Lebens zu beginnen. Die Landleute in der Schweiz pflegten ehmals, mit dem sechszigsten Jahre, vom Milizdienst frei zu seyn und sich, zum Zeichen ihrer Ehrwürdigkeit, den grauen Bart lang wachsen zu lassen. So hatt' ich längst beschlossen, mit Vollendung dieses Stufenjahrs, mich aller Stellen und Aemter im Dienst des Staats zu entschlagen; allenfalls noch Sitz in der Versammlung der Gesetzgeber zu behalten, wo auch Greise mit ihren Erfahrungen sich nicht ganz am unangemessenen Orte befinden. Uebrigens, wenn ich mir das Jahrzehend der halbbewußten Kindheit, und ein Drittheil der Zeit abrechnete, die dem Schlaf überlassen gewesen, hatt' ich doch erst, meines Wissens, ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren durchlebt.

Nanny, frischen und fröhlichen Sinnes, wie vor fünf und zwanzig Jahren, mahnte lächelnd an den fünfundzwanzigsten Februartag, an die nahe Feier unsrer Silberhochzeit, und wir sahn doch noch keine sonderliche Silberspur in unserm Haar. Wie die Poeten es mit den vier Weltaltern halten, sollte man's auch mit den Jubelhochzeiten thun;

die erste, zwar jubelreiche, aber nicht jubelnd genannte, sollte eigentlich golden heißen; die zweite silbern; die dritte ehern oder irden, denn sie liegt in der Nachbarschaft der Grabschollen. Doch jubelnd, im Kreise unsrer Kinder, feierten wir, wie eine ächt-goldene, die silberne; dann vier Wochen später eben so meinen Eintritt in's sechszigste Jahr. Jene ward zwar nicht, wie das erste Mal, durch ein Lied von Hebel verschönt; dieser aber durch ein Geschenk verherrlicht, welches mir von meiner Geburtsstadt Magdeburg zukam, von der ich mich kaum noch gekannt meynte. Sie sändte mir, in Begleitung einer Zuschrift ihres gemeinnützigen, verdienstvollen Oberbürgermeisters Franke, das Diplom ihres Ehrenbürgerrechts. Anfangs stand ich vor der überraschenden Gabe mit angenehmer Bestürzung; dann mit Thränen. Es war der schönste Kranz, welchen die Vaterstadt auf das Leben eines entfernten Sohnes niederlegen konnte, den sie wieder unter ihre eingebornen Kinder zurücknehmen wollte. Wär' ich jemals ein menschenfeindlicher Timon gewesen, dieser Tag würde mich wieder zum Menschenfreund gemacht haben. Es wäre aber undankbar, davon zu schweigen, daß auch schon fünf andre Gemeinden, in vier Schweizerstaaten, mich mit ihrem Bürgerrecht *), eben so mehrere wissenschaftliche, oder gemeinnützige, Gesellschaften mit Aufnahme in ihre Vereine, beehrt hatten **).

---

*) In den Kantonen Graubünden (Malans); Aargau (zu Ueken und Aarau); Baselland (Lausen) und zu Beromünster, im Kanton Luzern. Im letztern konnte mir verfassungsmäßig nicht zugleich das Recht eines Staatsbürgers gegeben werden, weil ich evangelischen Glaubens, nicht Katholik war. — Diesem könnt' ich noch beifügen, daß mich später auch in Amerika lebende Schweizer und Schotten (1837) in der von ihnen am Verbindungspunkt der beiden großen Eisenbahnen neuerbauten Stadt Highland, County Madison, im Staate Illinois, einheimisch machten, indem sie mir, in einer nach mir genannten Straße, Hausplatz, Garten und Land, durch förmliche Schenkungsurkunde zuerkannten.

**) Unter den Gesellschaften des Auslandes beehrten mich mit Diplomen die Wetteranische Gesellschaft für gesammte Naturkunde; die kaiserl. russ. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau; die Sachsen-Gothaische Gesellschaft für Forst- und Jagdkunde; die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau; die kameralistisch-ökonomische Societät in Erlangen; der Gewerbsverein zu Annaberg im Erzgebirg;

Ich konnte mich wohl, beim Anbeginn des Greisenthums, einen glückseligen Mann nennen, und, als Vater von zwölf Söhnen, denen eine Tochter gefolgt war, wie den Söhnen des Patriarchen Jakob, die schöne Dina, mich im Scherz dem Stammvater Israels vergleichen lassen *). Enkel und Enkelinnen tanzten damals, wie heut noch, um mich; und die liebende Stammmutter Aller war ihnen, an muntrer Lebhaftigkeit, gleich. Sah ich auch schon Einige derselben in andre Wohnungen des göttlichen Vaterhauses vorangegangen, war deshalb doch die Kette der Liebe unter uns nicht zerrissen. Es schmiegten sich die Zurückgebliebnen nur um so inniger an einander, indem sie den Heimgegangnen mit Inbrunst nachschauten. Es ward Sitte meines Hauses, der Verstorbnen zu gedenken, als lebten sie noch in unsrer Mitte; Sitte, ihre kleinen Abenteuer, naiven Einfälle und edeln Charakterzüge zu erzählen, und jedes Denkwürdige von ihnen, wie von den Lebenden, in einer etwas eigenthümlichen oder sonderbaren Familienchronik aufzuzeichnen, um es vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Ich nenne sie „sonderbar", weil sie von den Kindern selbst, in Gestalt und Ton einer Art Zeitung, genannt „der Blumenhaldner", geschrieben wurde, die uns an winterlichen Sonntagsabenden belustigte,

---

die Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste, eben so die des Museums zu Frankfurt am Main; endlich auch der Verein des großen kölnischen Faschings-Volksfestes. Schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre hatte mich die damals in Frankfurt an der Oder bestandne königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede gewählt. — Ich erwähne hier nicht sechs oder sieben inländischer wissenschaftlicher, oder gemeinnütziger Gesellschaften; sondern bekenne nur, und nicht ohne Beschämung, daß ich mich dieser Auszeichnungen allzu wenig, durch thätiges Mitwirken, werth gemacht habe. Das enge Maas der Zeit erweiterte sich nicht mit dem Zuwachs der Pflichten und Geschäfte.

*) Vier derselben standen im J. 1842 in Amt und Beruf; der Erstgeborne, Theodor, als Arzt und Professor der Naturgeschichte an der Kantonsschule zu Aarau; der andre, Emil, als Pfarrer und Mitglied des Erziehungsrathes zu Liestal, im K. Baselland; der dritte, Alexander, als Stahl- und Kupferstecher zu Aarau; der vierte, Julius, als Rechtsgelehrter, Mitglied des Landraths und Kriminalgerichts in Baselandschaft; ein fünfter, Eugen, widmet sich der Arzneiwissenschaft auf der Hochschule zu Berlin. Drei Söhne, Achilles, Alfred, Olivier, leben noch unter dem väterlichen Dache, so wie die jüngstgeborne Tochter, Cölestine.

und den entfernt Wohnenden regelmäßig gesandt ward, damit auch sie von den kleinen Begebnissen der Familie in Kenntniß erhalten würden. Diese häusliche Spielerei, und darum erwähn' ich ihrer, bewährte sich, unbeabsichtigt, auch als treffliches Erziehungsmittel. Die Entferntwohnenden wurden, durch Vergegenwärtigung ihrer Heimat, enger zu dieser angezogen; und die jungen Mitarbeiter dabei auf ihr eignes Leben und Weben achtsamer. Denn jeder findet darin die Geschichte seiner Vergangenheit, mit ernsten und schalkhaften Bemerkungen kommentirt, und sieht, wie manchen Vorfällen, die an sich selbst sehr unerheblich schienen, eine Reihe schwerer Folgen nachhinken kann.

Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben; und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier, entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr, oder weniger, oder Anderes aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt, oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, das zu seyn, was die Umgebungen beispielweis lehren. Verdorbne Kinder sind durch Verdorbenheit, oder Verkehrtheit, oder Fahrlässigkeit der Eltern, oder Erzieher, zuerst verderbt worden.

Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts anders, als die Thiernatur des menschlichen Leibes. Diese muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschaun, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehn der ersten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich, in meinem Hause, den Kindern, auch nur im Scherz, Lüge zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz.

Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien.

Den Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet; an Arbeit und Entbehrung gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich, gekleidet; und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an, schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf den Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte, zu Freunden; dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen, oryktognostischen und entomologischen Sammlungen zu bereichern. Das übte sie früh, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden, für sich zu handeln und zu sorgen, wo niemand für sie handelte und sorgte.

Jedem, war er reif, stand Wahl des künftigen Berufs frei. Wählte er einen wissenschaftlichen, mußte er zugleich, als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers, oder Künstlers treten; und nicht die Hochschule eher, denn als eingeschriebner Gesell seines Gewerbes beziehn. So blieb allen der „Dünkel junger Herrn" fremd; jeder Stand ehrenwerth. Und, nach dem Ende der akademischen Studien, fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Dänemark oder Frankreich, Schottland und England.

Ungeachtet vortrefflicher Schulanstalten in Aarau, zog ich, für die Söhne, häuslichen Unterricht vor, damit sie nicht manche Verirrung, manche Sünde der Jugend früher kennen lernten, als sie stark genug wären, dieselben, ohne fremde Mahnung, aus eigenem Triebe zu scheun. Bei unwandelbarer Hausordnung, Winters und Sommers gleich, ward ihnen geregelte Thätigkeit allmälig Bedürfniß, dann Lust. Vom Vater empfingen sie ihren wissenschaftlichen Unterricht in den meisten Fächern; in vielen leitete er sie an, Autodidakten zu werden. Dafür standen ihnen im Hause, neben einer ausgewählten Bücherssammlung, Naturalienkabinet, physikalischer Apparat, musikalische In-

strumente u. s. w. zu Gebot. Ich erübrigte täglich für sie, neben andern Geschäften, noch drei bis fünf Stunden, theils ihre Tagsarbeiten einzeln mit Sorgfalt zu prüfen; theils geordnete Vorträge über das zu halten, was sie durch eignen Fleiß nicht erstreben konnten. Doch in Allem, im Studium der Klassiker, wie der Geschichte der Nationen, der Erd- wie der Naturkunde, bezielt' ich, als Höchstes, sie das Menschlich-Edle vom Gemeinen, Wesen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen, unterscheiden zu lassen.

Eben dieses Letzte wurde ihre erste Weihe zum Religiösen. Freilich nicht einen Katechismus, nicht Gebete lernten sie auswendig; wohl aber, aus eignem Herzen dankend und bittend, zum unsichtbaren Gott reden. Solch kindliches Beten und Beichten vor dem Allwissenden, nicht todtes Wortwerk, führt zur wahren Jesusjüngerschaft. Man hielt sie nicht eher zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an, bis sie, in einem Alter von sechszehn bis achtzehn Jahren, Verstandesreife genug besaßen, um in den besondern Wahrheiten des Christenthums Unterweisung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jesu vorbereitet zu werden; bis sie, aus der Geschichte der Menschheit, Ursprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten. Ein würdiger Geistlicher ihrer Vaterstadt, dessen nicht geringes Verdienst seltner Tiefblick in das Jugendgemüth ist, vollendete, was ich begonnen.*) Nichts trägt in der christlichen Welt so sehr zum Verfall des Christenthums bei, als das herrschende Herkommen, Kindern schon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu lassen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand, Fähigkeit hat, sie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung zur bloßen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anstandes und Brauches willen, mechanisch mitzumachen hat.

Die erwachsenen Söhne sind nun ihrer Eltern Freude geworden, deren Segenswunsch ihnen durchs Leben folgt. Religiösen Sinnes,

---

*) Sein Name ist Jak. Friedrich Pfleger. Dankbar nennen ihn meine Söhne mit mir.

anspruchlos, gemeinnützig und vielthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst. Wie sie ihre Berufsbahnen frei nach eigner Neigung wählten, eben so auch die liebenswürdigen Gefährtinnen ihrer Tage, und darum glücklich. Im eignen Hause setzen sie die anerzogne Weise des Vaterhauses fort, in welchem sich ihre Zukunft bereitete, die nun ihre Gegenwart ist. Die Uebrigen, welche noch unter dem Dache ihrer Heimath wohnen, sind holdweissagende Blüten, deren Frucht aber dem Vater kaum erlaubt seyn wird zu schaun.

Und auch diese Blätter, welche Euch, Ihr Lieben, zunächst angehören, sollen zu Euern Herzen die Worte des Vaterherzens tragen, und dann noch, wenn es nicht mehr schlägt.

---

## 2.

## Ein Ausflug in die Normandie.

Das Jahr 1830, das mich, bei seinem Eintritt, gar friedlich und festlich angelächelt hatte, glich einem Tage mit prächtigem Sonnenaufgang, mit schwülen Mittagsstunden, aber in schwarzer Gewitternacht endend. Eh' ich davon erzähle, will ich zuvor einer Frühlingsreise gedenken, welche mir merkwürdige Eindrücke hinterließ.

Ein auf seinen Pflanzungen in Cuba wohnender Schweizer hatte seinen Sohn, Kind einer schönen Negerin, in eine Erziehungsanstalt nach Unterseen am Thuner-See geschickt, mir aber die Geldzahlungen für ihn anvertraut. Als er nach einigen Jahren den jungen Knaben zurückforderte, entnahm ich ihn der Anstalt, und begleitete ihn auf des Vaters Bitte selber gen Havre, um die Einschiffung nach der westindischen Insel zu sichern. Angekommen in Paris, überraschte mich angenehm die Erscheinung meines ältesten Sohnes, den ich noch in den Spitälern von Lyon vermuthete. Es war ihm daran gelegen gewesen, nachdem er die Hochschule Münchens und Berlins verlassen, und im Vaterlande schon einige Jahre praktischer Arzt gewesen, noch

unter dem berühmten Dupuytren, die Fortschritte Frankreichs in der Wundarzneikunst zu beobachten*).

Auf einer Morgenwanderung durch das Labyrinth der Straßen, trat ich in den Garten der Tuilerien. Jählings stand eine alte Vergangenheit in unverblichnen Farben vor meinen Augen. Ich glaubte noch dieselben Bäume, dieselbe Bank zu begrüßen, auf welcher ich vor mehr den drei Jahrzehnden, in der Schwermuth des Heimweh's nach den Schweizerbergen, Pläne für die Zukunft geschaffen hatte; glaubte noch den theuern Schlaberndorf und Oelsner aufsuchen zu müssen, deren Asche doch längst das Grab deckte. Ich warf mich auf die Bank hin, träumte mir keine Pläne mehr; sondern ließ nur einen Blick über das lange, wunderbare Gespinnst der Erlebnisse seit jenen Tagen, hingleiten. Das hatte meine Hand nicht gesponnen und gewoben; eine unsichtbare, gewaltigere! Nicht Maler, nicht Schulmeister in einem glarnischen Bergdorfe, war ich also jetzt. Im Wogendrang der Erscheinungen fortgeflutet, wo mir nichts, als der Wille über mein inneres Selbst blieb, und ohne mein Zuthun in ein weites Feld des Schaffens geschleudert, mußt' ich Kräfte da versuchen, die ich vorher in mir nicht erkannt hatte. Es überwältigte mich, unter solchen Erinnerungen ein Gefühl beklommener Demuth vor dem ewigen Ordner der Weltverhältnisse; ein Gefühl von Bangigkeit, ob ich genug gethan habe? — Dieser Augenblick im Tuilerien-Garten, im grellsten Gegensatz zu dem frühern, ward mir so feierlich, wie jener. Selten mag dieser Garten wohl Zeuge ähnlicher Gemüthsbewegungen gewesen seyn.

Kunst und Pracht der Weltstadt aber verschwand zum Nichts, beim Anblick der erschütternden Majestät des Weltmeers, welches in Havre sich vor mir aus einanderrollte. Sey es, daß ich im Hafen die Matrosen, am dünnen Seilwerk der Schiffe, durch die Luft wandeln sah,

---

*) Kaum zwei Monate später hatte er das Glück, unter Oberaufsicht dieses ausgezeichneten Mannes und zu dessen Zufriedenheit, im Hotel Dieu vorzugsweis die ärztliche Behandlung der im Barrikadenkampf verwundeten Schweizer übernehmen zu können.

wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel sah, wie Geister des Oceans, über der uferlosen Einöde des Gewässers schleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den sich selbst phosphorisch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht, unter Geißeln der Blitze, das aufflammende Meer, wenn es sich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöschen — ich war ganz Begeisterung, Entzücken, Gebet! — Mein Landsmann und Freund Wanner, einer der angesehensten Handelsherrn der Seestadt, und der Schiffskapitän Eduard Corbière*), weideten sich nicht wenig an meiner immer von neuem auflodernden Lust. Nur die lautlose Einsamkeit der Hochalpen, mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umschwommenen Eisbergen, Felstrümmern und Abgründen, kann mit der Majestät jener Erscheinungen verglichen werden. Und der Mensch vor diesem erhabenen Schauspiele, dort, wie hier? — der Hirt des Gebirgs und der Schiffer des Oceans, beachten es kaum; gehn gleichgültig inmitten der Wunder, nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier!

Es war mir nicht ganz leicht geworden, den kleinen Mulatten, zur Ueberfahrt nach Westindien, endlich auf einem amerikanischen Schiffe zu verdingen. Man fand nähere Gemeinschaft mit ihm anstößig. Als ich eines Abends den Knaben, im Hotel des Indes, mit mir an die Wirthstafel genommen, stand ein amerikanischer Kapitän im Begriff, voll Abscheu's den Tisch zu verlassen, hätt' ihn nicht seine verständigere Gattin leise von der Albernheit abgehalten. Der stolze Ekel ennetmeerischer Republikaner vor farbigen Mitmenschen ist bekannt. Europäern dünkt das Vorurtheil mit Recht lächerlich, oder empörend. Aber doch ist ihnen, bei all ihrer vermeinten Lossagung von Vorurtheilen, der Unterschied zwischen adlichem und unadlichem Geblüt; oder der

*) Er ist in Deutschland durch seine sogenannten „Seeromane", und deren treue Schilderung des Lebens und der Sitten auf dem Meere, nicht ganz unbekannt. Im ersten der von ihm erschienenen Romane „Le Negrier" spielte er noch, in der an mich gerichteten Zuschrift, auf meine damalige Begeisterung an.

Glaube an Selbstentehrung durch sogenannte Mißheirathen u. dgl. m. weder lächerlich noch empörend. Ragen sie wohl einen Zoll höher aus dem mittelalterischen Meynungssumpf hervor, als jener Amerikaner? Fürwahr, unsre Amerikaner und Europäer, stolz auf Bildung, Wissenschaft, Kunst und Christenthum, scheinen mir mit ihrer gleisnerischen Gesittung ohne Sittlichkeit, ihren kriegskünstlerischen Völkerzerfleischungen, ihren völkerrechtsmörderischen Staatsmarimen, noch immer nicht um Vieles weiser und selbst christlicher zu seyn, als vor zwei- bis dreitausend Jahren die feine Welt des heidnischen Athens und Roms!

Nach gelungener Einschiffung des jungen Westindiers, trieb ich mich noch manchen Tag, und jeder ward ein Festtag, längs den Gestaden des Meers im Havre, in Fecamp und Dieppe umher, und trat erst wieder in das prosaische Weltleben zurück, als ich dem alterthümlichen Rouen entgegen reisete. Im Vorplatz des Eilwagens befand sich neben mir, mit seiner Gemahlin, ein Mann von Bildung und Gewandtheit; Gesandter einiger kleinen Fürsten Deutschlands an Karls X Hofe; vertraut mit den Zuständen dieses Hofes, der nicht an das neunzehnte Jahrhundert glaubte; und eben so vertraut mit den Zuständen der „großen Nation", die weder Freiheit noch Knechtschaft ertragen kann*). Er wahrsagte mir mit Bestimmtheit die Wiedererwählung jener Männer in die Deputirtenkammer, welche dem Monarchen erklärt hatten, daß sein Mißtrauen gegen das Volk in diesem einen Gegenklang des Mißtrauens wachgerufen habe; wahrsagte sogar nahen Ausbruch des in Millionen gährenden Zorns.

Von jeher erlaubt' ich mir, bei Wetterpropheten und bei deren politischen Kollegen, ein wenig ungläubig zu seyn. Doch die Juliuswoche mit ihren Donnerschlägen belehrte mich des Bessern vom Seherblick meines angenehmen diplomatischen Reisegefährten. Es ist merkwürdig, daß man von unten deutlicher nach oben sieht, als oben, vom

---

*) Man nannte mir nachher seinen Namen; Fabricius, glaub' ich, hieß er. Falls er dieser Zeilen ansichtig wird, mögen sie ihm die angenehmen Stunden danken, die er einem unbekannten Reisegenossen dankte, nach welchem er sich damals bei diesem selber so gütig erkundigte.

Thron herab, nach unten! Karl X, wie einst sein Namensvorfahr, Karl IX, von herrschlustigen oder glaubensstolzen Priestern und ruhmlosen Söhnen ruhmreicher Ahnen umringt, sah Frankreich nicht mehr in Frankreich, sondern nur in seiner Camarilla; und das Murren des gesammten Volks verklang in den Vorzimmern und Sälen seines Palastes zum fernen dumpfen Tosen eines lärmerischen Pöbels, der zur alten Zucht zurückgepeitscht werden müsse. Er schleuderte in böser Stunde den sechsfachen Blitz seiner Ordonnanzen durch die gährende Masse. Eine Flamme aber fuhr von ihr auf und zerschmetterte den Thron der Bourbonen zum andern Mal.

---

## 3.

## Rückblick in die restaurirten Übel der Politik.

Der Schlag erdröhnte weit durch den Welttheil. Seit anderthalb Jahrzehnden hatte, wie in Frankreich, in andern Ländern die Selbstsucht geistlichen und weltlichen Kastenthums eine Fülle des Zündstoffs zusammengehäuft. Zwar, als Europa, nach Napoleons Verbannung ins Elend von St. Helena, zum ersten Mal wieder frei hatte aufathmen können, war ein schöner Augenblick gekommen; der Augenblick freudigen Hoffens eines der Menschheit würdigen Zeitalters. Könige hatten für Völkerglück einen „heiligen Bund" geschlossen. Dankbar wurden Zusagen gegeben, das unermeßliche Opfer von Blut und Gold der Nationen für Thron und Vaterland, mit freisinnigern Stiftungen, und erweiterten Rechten der Bürger, zu vergelten.

Doch die Gelübde, einst in Tagen der Noth, oder im Wonnerausch der Erlösung, gethan, empfingen unvermuthet neudiplomatische Auslegungen, und die Verheißungen gingen zögernd, kärglich, oder gar nicht, ihrer Erfüllung entgegen. Man bangte vor dem wachgewordnen Selbstgefühl der Nationen, und bemühte sich, zur Beruhigung der Staaten, jenes Selbstgefühl allgemach wieder einzuschläfern. Die warnende Orakelstimme des Schicksals war selbst von gerühmten Staatsmännern nicht verstanden worden. Ihre Politik sprach wohl von staats-

bürgerlicher Gleichheit der Pflichten, aber auch von Wiedergeburt mittelalterischer Privilegien und Hochherrlichkeiten bevorrechteter Stände; von napoleonischer Centralisirungskunst, neben Flor materieller Interessen. Leisen Schrittes kehrten Gespenst und Gespinnst aus den alten Gräbern voriger Zeiten zurück. Die Aristokratie ermahnte zum Schmieden einer starken „Adelskette"; die Hierokratie an Errichtung sicherer Glaubensbollwerke und an Wiederbevölkerung der Klöster. Jesuiten, vom heiligen Vater in die Welt zurückgerufen, siedelten sich unvermerkt von Land zu Land an. Wunder, zur Pflege des Aberglaubens, wurden gefeiert oder geduldet. Ein Bauer, Martin Michel, ein Prinz von Hohenlohe, wetteiferten wunderthätig, Kranke in hundert Meilen weiter Ferne mit Gebet zu heilen. Die Pfennige der heil. Philomele wurden gangbare Glaubensmünze. Bücher-Censoren prägten dienstbeflissen Wahrheit zum Irrthum, und Irrthum zur Wahrheit. Mysticismus ward Modeton in der Philosophie; frömmelnde Romantik, in der Poesie; pietistisches Sektirerthum, im großen Haufen der Bildungsärmern.

Auch in der Schweiz wurde der Spielraum freiern Strebens zum Bessern in allen Kantonen, von Jahr zu Jahr, enger beschränkt. Schon hab' ich der mißlungenen Schöpfung eines Bundesvertrags von 1815, und der aristokratischen Staatsformen, mit demokratischer Vergoldung, früher erwähnt. Loyola's Jünger erschienen im Wallis, dann zu Freiburg im Uechtland; erst in Demuth, dann mit Pomp, als bewährte Schildwachten der Altäre und Rathsherrnstühle. Vorrechte und Maximen von Familien- und Priesterherrschaft ertrotzten neue Gültigkeit. Selbst ehmalige Freiheitshelden der Revolutionszeit, durch Ehr- oder Habsucht bekehrt, thaten Buße und wurden streitsame Schildknappen des alten und neuen Patrizier- und Mönchthums. Extreme, weiß man ja, berühren sich ohnehin leicht. Ist die rothe Jakobinermütze einmal, vom Alter, schwarz, und das schwarze Jesuitenbaret, vom Alter, roth geworden, sehn sie einander, zum Verblenden, ähnlich.

Wie allenthalben, so geschah auch im Aargau. Dieser Aargau ist ein winziges Pünktchen auf dem Erdenrund. Es ist kaum der

Mühe werth, zu sagen, welchen Schlamm der über Europa gegangene trübe Strom einer restaurirenden Politik auch hier absetzte; oder, wie ich und manch Andrer von Muth und hellem Sinn, sich, vergeblich ihm entgegen, abmühete, als könnten Ameisen das Meer eindämmen. Aber dieser kleine Freistaat war doch meine Heimath, der ich zunächst dienen sollte; ich saß doch in den Reihen seiner Gesetzgeber! Darum darf ich mir erlauben, ein Paar Worte darüber zu verlieren, wenn es auch nur, wie ein französischer Witzkopf sagen würde, die Geschichte eines Orkans in einem Glase Wassers betrifft. — Mit Wenigen vereint, half ich treulich gegen Anmaßungen der besoldeten „Landesväter", oder „Landesherrn", wie sie sich gern betitelt hörten, Opposition bilden. Wir kämpften gegen einschleichendes Gönnerschaftswesen und Nepotismus; gegen unrepublikanische Titel- und Ordenssucht; gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten; gegen ungemessene Forderungen der römischen Curie und vieles Andre, heut nicht mehr des Nennens werth.

„Es sieht mir in der Welt aus," sagt' ich damals zu Ittner*): „als wolle das zehnte Jahrhundert schlechterdings wieder zum Durchbruch kommen. Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht soviel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder ans Blut kommen. — Wir wollen jedoch dem Himmel und der Erde zum Trotz, gutes Muthes bleiben in secula seculorum."

Ich blieb wirklich gutes Muthes. Gleich den Stimmen Anderer, fanden auch meine Worte im Schweizervolke noch Wiederklang; sey es, wenn ich in Versammlungen der helvetischen Gesellschaft öffentlich sprach; oder in Blättern des Schweizerboten gesunden Menschenverstand predigte. Man machte mir dafür freilich von Seiten derer, die sich Conservative nannten, weil sie für sich das Bessere, für Andre das Schlechtere conserviren wollten, allseitigen Krieg. Weil mich aber freundliche Schmeichelei so wenig, als Schimpf und Spott in Ueberzeugungen ändern, noch weniger zum Knecht der Tagesmeynung

*) Schreiben vom 16. Jänner 1819.

machen konnten: erachteten „Bürgermeister und Kleiner Rath des Standes Aargau", mir ihre Ungnade bemerkbar zu äußern. Als ich einst im großen Rathe, Namens einer Commission, über die Staatsrechnung Bericht erstattete, und, neben andern Verwaltungsmängeln, auch den Mangel weiser Sparsamkeit zu rügen hatte, wandten sie die weise Sparsamkeit sogleich in Verminderung meines geringen Gehalts und desjenigen einiger weniger andern Beamten an. Ich fand zwar nicht ihre Gründe dafür, aber die Sache selbst sehr löblich; und erbot mich sogar, dem Staate unentgeldlich zu dienen, wenn die Regierungsglieder, auch nur den vierten Theil ihrer Besoldungen, dem Bedürfniß des Landes zum Opfer bringen wollten. Vermuthlich schien ihnen solche Großmuth etwas übertrieben. Sie änderten den Sinn und ließen jedem, so auch mir, den ungeschmälerten kleinen Gehalt.

Nachher unterwarfen sie meinen Lichtträger, den „Schweizerboten", gar gestrenger Censur, die mit unbarmherziger Federwillkür zuweilen ganze Seiten strich. Ich ließ die Censurlücken offen. Das leere Papier ward für das Volk belehrender, als das mit Worten gefüllte; und kein Gesetz untersagte dem Buchhändler, weißes Druckpapier in Umlauf zu setzen.

Endlich erschien für die mir zürnenden Machthaber ein besserer Anlaß, den Verlust ihrer Huld zu äußern. Ein, mit hoher Censurbewilligung, vom Schweizerboten aufgenommener Artikel des vorzüglichen Rechtsgelehrten Casimir Pfyffer von Luzern, über Zustände im Kanton Schwyz, hatte Neugier, oder Wißbegier der Regierung dieses kleinen Kantons nach dem Namen des Einsenders erregt. Sie wandte sich also mit Anfrage deshalb an den kleinen Rath des Aargau's, der dienstgefällig, ohne Zeitverlust, das Bezirksgericht außerordentlicher Weise versammeln ließ, mich zur Nennung des Namens anzuhalten. Das Gericht trat nicht ein, weil durchaus keine Anklage, nur eine bloße Anfrage, vorhanden war. Die Regierung aber, ohne Appellation zu ergreifen, übergab dem Appellationsgerichte den gleichen Auftrag. Und diese höchste Justizbehörde des Landes, gefügiger denn eines ihrer Untergerichte, schlechterdings ohne Kenntniß der schon vorangegangenen Verhandlung; ohne mich auch nur vorzubescheiden; mit

Uebergehung aller Formen; mit Verletzung des Gesetzes, auf dem die Behörde selbst beruhete, verurtheilte mich, ohne Anrufung eines Gesetzes für solchen Fall, den Namen des Einsenders zu nennen; aber hinwieder verfällte sie, seltsam genug, die Regenten in Zahlung der gerichtlichen Kosten. So stand es mit damaliger Justizpflege! Gehorsam dem Spruch, nannte ich den Namen, welchen ohnehin schon jedermann wußte. Ich legte aber sämmtliche Stellen, die mir von der Regierung anvertraut waren, nach solcher Regierungsthat, nieder. Ich schämte mich, einer ihrer Beamten zu seyn *). Vielleicht wär' ihr willkommner gewesen, ich hätte auch meinen Sitz im großen Rath oder, der Schweizerbote hätte seinen Wanderstab verlassen. Auf diese Art ward mein Vorsatz, mich im sechszigsten Jahre ämterfrei zu machen, früher vollstreckt, als ich bestimmt hatte.

Wachsendes Verderben durch stolzes Herrnthum in den meisten Schweizerrepubliken, und Fruchtlosigkeit alles Gegenstrebens von rechtschaffenen Männern in fast sämmtlichen Kantonen, reizte zu immer allgemeinerm Mißmuth. Der unwillige Volksgeist fing allmälig an, hie und da sogar in die gesetzgebenden Versammlungen einzuwirken. Ehe noch der Pariserwelt die Nähe ihrer blutigen Juliuswoche ahnen konnte, regte sich in der Schweiz schon ernster Wille, dem eingerissenen Unwesen Schranken zu baun. Die großen Räthe im Tessin und Waatlande, in Luzern und Zürich waren (1829) die ersten, welche Hand an Verbesserung ihrer Staatseinrichtungen legten; doch schüchtern und mit mächtigem Widerstand ihrer Regenten.

---

*) Es geschah im Sommer des Jahrs 1829. Ich berühre diese Kleinigkeiten, nur um den Zustand der Schweiz (in andern Kantonen ward es mitunter noch übler getrieben), in jener Zeit zu schildern; und keineswegs aus Groll gegen Personen. Daher nenn' ich keine Namen derselben. Mit den über diese lächerliche Geschichte zwischen der Regierung und mir gewechselten Briefen macht' ich späterhin meinem Freunde, dem nachmaligen Obergerichtspräsidenten K. R. Tanner, von Aarau (auch durch seine kleinen Dichtungen in der deutschen Literatur nicht unbekannt) ein Geschenk.

## 4.

## Eine Scene im Rathssaal.

Nachdem aber im folgenden Jahr Frankreich, voll gerechten Zorns, das Joch zertrümmert hatte, welches ihm, von den Händen der alten Adelschaft und des hohen Priesterthums, bereitet war; und als die gewaltige Erschütterung des ganzen europäischen Abendlandes einen Riß in den heiligen Bund gesprengt hatte, ward auch der Ruf nach freiern Zuständen in den gewerbs- und bildungsreichern Kantonen der Eidsgenossenschaft stärker. Sie sind, mit Land und Volk, der größere Theil der Schweiz. Die kleinen Hirtenländer im Innern des Alpengebirgs, arm, kaum mit denjenigen öffentlichen Anstalten versehn, die einem Staatswesen unentbehrlich sind; nur einfachen Bräuchen ihrer Vorfahren folgend, blieben, unter der Hut ihrer weltlichen und geistlichen Obern, unbewegt.

Längs dem Jura, vom Bodensee bis zu den Ufern des Leman, erscholl das Losungswort: „Verfassungsreform!" Man forderte Trennung der höchsten Staatsgewalten und Controle derselben; Nichtlebenslänglichkeit der Aemter; Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden; Abschaffung erblicher Vorrechte; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit; Freiheit der Presse, des Handels und Gewerbes. Es wandten sich größere und kleinere Volksversammlungen deshalb, in ehrerbietigen Zuschriften, an ihre Landesobrigkeiten.

So geschah auch im Aargau, wo man immer noch der vernichteten Mediationsakte, wie eines geliebten Todten gedachte, dessen Fehler man über seinem Grabe vergessen hat. Die Regierung beachtete Bitten und Warnungen der Bürger nicht. Durch schmeichelnde Amtsberichte der Angestellten, oder durch persönliche Eigenliebe getäuscht, beredete sie sich gern, Alles sey ohnmächtiges Getriebe ehrgeiziger Stellensucher, demagogischer Wühler und politischer Schwindelköpfe. Zufällig war im Aargau das Jahr 1830 aber auch der Zeitpunkt, in welchem das Volk, verfassungsgemäß, einmal wieder nach zwölf Jahren, Abgeordnete in den großen Rath der Gesetzgeber wählen sollte. Diese Wahlen

wurden nun vom Volk verweigert; wiederholte Aufforderungen des kleinen Rathes nicht mehr gehört. Sein Sträuben gegen den Wunsch des Volks vermehrte den Ungestüm desselben. Man pflanzte zum Zeichen der Lossagung vom bisherigen Grundgesetz, Freiheitsbäume. In den Umgegenden der Klöster, den Bezirken längs dem Reußstrom, rüstete man sogar bewaffneten Widerstand. Die Regierung, vorher zu furchtlos, nun zu furchtsam, versammelte eilends den großen Rath und schlug vor, eine durchs Volk zu wählende konstituirende Versammlung, d. i. einen Verfassungsrath, aufzustellen.

Im Rathssaal herrschte, bei Verlesung des Dekretsentwurfs, statt sonstigen Geräusches, ängstliche Stille. Kein Redner dafür oder dawider erhob sich. Einer blickte verlegen den Andern an; oder starrte stumm auf das Blatt des gedruckten Entwurfs, als wollt' er darin seine eigne Zukunft lesen. Das peinliche, anhaltende Schweigen zu enden, nahm ich endlich das Wort; dankte dem kleinen Rathe für Geneigtheit, zur Erfüllung des allgemeinen Wunsches, Einleitung treffen zu wollen; aber verhehlte nicht, daß der Hauptgedanke des Entwurfs meine Erwartungen überschreite. Denn in der That schien gefährlich, bei schon aufgeregter Stimmung des Landes, das Reformwerk, statt dem gesetzgebenden Rathe, einer aus dem Volke hervorgerufenen eignen Behörde zu übergeben *). Doch der Regierungsantrag war leider kein Geheimniß mehr; und Widerspruch dagegen wäre zu spät nun gewesen. — Nach mir ermannten sich Andre; sie sprachen gleich mir. Die Regierung erntete Beifall. Es ward, wie üblich, eine Kommission ernannt zur nähern Prüfung des entworfenen Beschlusses, und dieser sogleich in zahllosen Exemplaren unter die Menge der Neugierigen vertheilt, welche vor dem Rathhause, aus allen Landesgegenden zusammengeströmt waren. Die frohe Botschaft klang durch Städte und Dörfer, von Zufriedenheit und Jubel der Einen, von schweren Befürchtungen Andrer begleitet. Nirgends aber weiter Störung der öffentlichen Ordnung.

---

*) In andern Kantonen hatte man das Reformgeschäft weislich den gesetzgebenden Räthen anvertraut, bis das Beispiel des Aargau's, auch die Aufstellung von Verfassungsräthen überall nach sich zog.

Als aber jene Kommission ihren Bericht erstattete, als sie den Dekretsentwurf dahin abzuändern vorschlug, daß dem großen Rathe die Arbeit des Verfassungsrathes zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt werden müsse, erschrack ich. Im Volke herrschte schon die Zuversicht: der erste im Lande verbreitete Entwurf habe seine volle Gültigkeit. Umschaffung desselben mußte jetzt die Wirkung betrogner Erwartungen, größere Beargwohnung der obern Behörden, zur Folge haben, vielleicht Unruhen, Widersetzlichkeiten, Anarchie. Ich sprach diese Besorgnisse offen aus; und warnte und beschwor die Versammlung davon abzustehn.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen brach die Mehrheit des gesammten Rathes im ungebundensten Zorn wider mich aus. Ein Redner erhob sich um den andern, nicht zum Widerlegen, sondern seinem Eifer harsch und barsch den Zügel schießen zu lassen. Man überströmte mich mit Vorwürfen, Spottreden, selbst entehrenden Verdächtigungen. Ich hieß Aufwiegler. Nie im Leben hatt' ich bisher dergleichen unmittelbar persönlichen Schimpf erlitten; und nie vorher war in dieser Behörde der Anstand in solchem Grade verletzt worden. Ich hörte mit aller Gelassenheit die Beleidigungen an; vertheidigte ruhig dann noch einmal meine Ansicht, und als die Mehrheit dennoch den gefährlichen Antrag der Kommission zum gesetzlichen Beschluß machte, gab ich nur meine einfache Verwahrung vor möglichen bösen Folgen desselben, zu Protokoll. Etwa zwanzig bis dreißig Mitglieder schlossen sich dieser Verwahrung an.

Seit dem ward ich durch ein seltsames Spiel oft ganz geringfügiger Zufälle, wie von einem unsichtbaren Netz umstrickt, und machtlos in einen Strom von Ereignissen hineingerissen, die ich weder vermuthen, noch wünschen, noch hemmen konnte. Ein achtungswerther Rechtsgelehrter, Mitglied der Versammlung*), ersuchte mich, bald nach meiner Erklärung, ihn für einige Augenblicke zu traulicher Besprechung in die Gartenanlagen zu begleiten, welche das Gebäude

*) Herr Doktor Bertschinger von Lenzburg.

des Raths umringen. Kaum verließ ich mit ihm den Sitzungssaal, entstand Verdacht, ich entschlage mich absichtlich fernerer Theilnahme an allen Verhandlungen. Die, welche meiner Verwahrung beigetreten waren, verließen ebenfalls den Saal. Wegen so entsprungener unvollständiger Zahl der Anwesenden mußte die Sitzung aufgehoben werden. Dies Mißverständniß bestärkte den sehr ungegründeten, ich möchte sagen, den albernsten Argwohn wider mich.

Kaum acht Tage später aber erfolgte ein beinah allgemeiner Aufstand des Volks gegen das Werk des gesetzgebenden Rathes. Der bewaffnete Landsturm fast von allen Landesbezirken zog, mit strenger Mannszucht, ohne Widerstand, gegen Aarau und in die Stadt ein. Keine Person, kein Eigenthum ward durch ihn verletzt; er forderte nur den Wiederruf jenes Beschlusses*). Der große Rath, neu versammelt, wiederrief erschrocken; die gesetzliche Ordnung stellte sich wieder her; aber nicht mehr das Vertrauen auf Regierung und gesetzgebenden Rath.

Obwohl ich fürwahr nicht früher, als jeder Andre, den Ausbruch einer Insurrektion vernommen hatte; die verschiednen Anführer derselben nicht einmal kannte, noch weniger in Verkehr mit ihnen gewesen: galt ich dennoch fortan in den Augen der gegnerischen Partei, wie Urheber und geheimer Lenker aller gewaltsamen Bewegungen. „Er hat," hieß es: „um Alles gewußt! er hat den Sturm daher schon drohend vorher verkündet; nun ihn rachsüchtig losgelassen!" Dies Geschrei schuf mir hinwieder im Volke sehr unverlangte Bedeutsamkeit. Ich wurde zum Mitgliede des Verfassungsrathes, dann von diesem selbst zu dessen Vizepräsidenten, der Anführer aber des Landsturms**), zum Präsidenten erwählt. Und diese Auszeichnung, man wußte nicht, wie unlieb sie mir war, drückte jeder wider mich ausgestreuten Lüge ein falsches Siegel von Wahrheit auf.

---

*) Es geschah jener Aufstand am 6. Dezember 1830.

**) Herr Heinrich Fischer, Gastwirth in Meerenschwand, ein schlichter, sehr redlicher Republikaner, nicht ohne Bildung, durch keinerlei Ehrgeiz wie die Folge zeigte, sondern durch Volksliebe zu seiner Rolle im allgemeinen Aufstand getrieben.

Allerdings, hatt' ich, ohn' Unterlaß, für Recht und Würde des Volks, wider dessen scharfsinnige, oder schlausinnige Uebervortheiler, und für menschlich-edlere Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft wider diejenigen gerungen, welche sie zum Fußschemel ihrer Ichheit wollten. Aber was ich gethan, war nur vermittelst Belehrung und Aufhellung des Volksgeistes und auf Wegen versucht worden, die kein Gesetz verboten hatte; nie durch Aufforderung zu Meutereien, oder durch Theilnahme daran. Ein geistig freies Volk wird von selbst endlich zum bürgerlich-freien. Zu verworfenen Mitteln greift nur, wer verworfene Absichten nährt, oder blinde Verzweiflung.

Politischer, wie religiöser, Fanatismus kennt jedoch keine Duldung. Der Wahnsinn träumt sich, es besser zu verstehn, als Gott; und will, zu dessen Ehre das vernichten, was durch die Natur eine Nothwendigkeit ist. Ich ertrug es schweigend, bald ärgerlich, bald lachend, wenn der Parteigroll seine Geschosse gegen mich abdrückte. In Poesie und Prosa, in Parabeln und Fabeln, ward ich, fortan, als höllischer Heros, als Abgottsschlange, zur Schau gestellt. Von der Kanzel herab mit geistlicher Zornruthe gezüchtigt. Man drohte mir in anonymen Briefen Meuchelmord; schickte mir nebst Schmachversen, ein seidnes Fähnlein mit helvetischen Revolutionsfarben; und ein im Tageslärmen völlig verrückt gewordner Mensch umschlich sogar meine Wohnung, mit dem Vorsatz, das Gebäude in Brand zu stecken*). Zuweilen, ich läugn' es nicht, stand ich entrüstet ob so vieler Bestialität; zuweilen voll Schmerzes, mich nicht verkannt zu wissen, den man so lange gekannt; und den, der in seinem Lebenslauf jede Schandthat verabscheut hatte, nun einer jeden fähig zu halten. Doch dergleichen Aufwallungen waren schnell gedämpft. Nichts leichter, als denen

*) Der Unglückliche gestand es selber ein, nachdem er in die Wohnung des Obersten Georg Hunziker zu Aarau eingedrungen und in dem Augenblick ergriffen war, da er diesen, als einen freisinnigen Mann, mit gezucktem Messer ermorden wollte; denselben Mann, der nebst dem Major Karl Herose, Gründer der vorzüglichen Gewerbschule von Aarau gewesen, und dazu das wahrhaft fürstliche Geschenk von mehr denn 100,000 Schweizerfranken gegeben hatte. Der Wahnsinnige wurde ins Irrenhaus nach Königsfelden gebracht.

verzeihn, die von Leidenschaft übereilt, oder vom augenblicklichen Schein betrogen, an uns irre geworden sind. Ich erhob keine Klage; stellte keine Nachforschungen an, und vertraute fest: die Zeit, deren aufgewühlter Strom mich mit Unflath besudelte, werde, wenn er einst klarer flöße, mich wiederum rein waschen.

---

## 5.

## Neue Dornen.

Auch sogar noch von Basel her mußt' ich, in derselben Zeit, eine Zielscheibe des Parteifluchs werden. Der Reformstreit hatte dort Stadt und Land geschieden, und, was in keinem andern Kanton geschehn war, einen Bürgerkrieg entflammt. Städte und Gemeinden des Landes hatten vollständige Rechtsgleichheit aller Bürger der Republik begehrt, die Hauptstadt sie aber verweigert. Ich war, man wird mir's wohl glauben, daran sehr unschuldig, wenn mir allenfalls nicht Ueberzeugungen und allgemeine Wahrheiten zur Sünde gerechnet werden sollen, die ich bekannte, wie jeder Andre die seinigen. Mein Verbrechen lag eigentlich darin, daß ich achtbaren Männern der Landschaft, von Zeit zu Zeit, Spalten des „Schweizerboten" zur bescheidnen Vertheidigung ihrer Person, oder ihrer Sache einräumte, weil die öffentlichen Blätter, oder besondern Flugschriften der Stadt Basel, mit aller Freiheit, Klagen und Beschuldigungen gegen die Anmaßungen des Landvolks durch die ganze Schweiz in Fülle ausstreuten. Ich hielt es für Pflicht, Unterdrückten, die ohne Mittel waren *), ihre Rechtfertigung vor den Eidsgenossen zu führen, nicht das zu versagen, was ich für Freiheit der Meynung gewähren konnte.

Nun entstand alsbald Geschrei, ich sey der Stadt Basel erbitterter Feind. Meine vormaligen Freunde daselbst verwandelten ihre Liebe in Haß. An mich gerichtete Briefe wurden ohne Scheu

*) Der jetzige Kanton Baselandschaft besaß damals noch keine eignen Zeitungen und Buchdruckereien, wie gegenwärtig.

erbrochen *). In Zeitungs-Pasquillen und Karrikaturbildern, gab man mich auf den Gassen Basels dem Hohngelächter preis. Oeffentlich, und es wird gesagt, selbst in der Versammlung des dortigen großen Raths, ward ich, als das Mitglied eines von Frankreich besoldeten geheimen Ausschusses bezeichnet **), welcher in der Schweiz die politischen Umwälzungsarbeiten zu leiten habe. Das Alles jedoch hinderte keineswegs die Regierung, oder die Häupter derselben, sich dann an mich zu wenden, wann es um Abwendung wirklicher oder scheinbarer Gefahr ihrer Stadt zu thun war. So großes Vertraun und ein so edles, bewahrte man mir doch noch! Eines Nachts mußt' ich das Bett verlassen, um ein Mitglied des Basler Raths anzuhören ***), welches mich beschwor, das Anrücken eines Landsturms aus mehreren Kantonen, durch mein Machtwort, abzuwehren. Anfangs hört' ich seine Rede mit Erstaunen, dann mit Lachen. Es gelang nur mühsam, ihn durch wiederholte Versicherungen zu beruhigen, der gefürchtete Landsturm werde gar nicht erscheinen. Ich hatte damals gut prophezeien, weil ich, gleich Kartenschlägern, Zigeunern und Traumdeutern, von Freund und Feind allweg befragt und unterrichtet wurde.

Denn wirklich hatten, ein Paar Tage vorher, mich einige für Volksfreiheit begeisterte, junge Männer, vom Vorhaben solches Heerzuges in Kenntniß gesetzt und darüber berathen. Ich kannte Keinen dieser Frager; außer demjenigen, der sie bei mir eingeführt hatte. Der Landsturm sollte aus den Kantonen Thurgau, Appenzell, Zürich und Aargau hervorgehn. Klüglich verbarg ich den Widerwillen gegen solch ein verderbenschwangres Unternehmen, versuchte aber, mit Be-

*) Ich vergalt mit einem Scherz. Als mir ein Brief von Troxler, zu der Zeit Professor an der Hochschule zu Basel, erbrochen und mit dem großen Polizeisiegel wieder geschlossen, zugekommen war, beantwortete ich den sehr unschuldigen Inhalt desselben eben so unschuldig in den Blättern des „Schweizerboten" öffentlich, um der Polizei die Mühe des Erbrechens und Wiederversiegelns zu ersparen.

**) Dessen übrige Mitglieder der edle Paul Usteri, Emanuel Fellenberg, Casimir Pfyffer, und der Philosoph Troxler seyn sollten. Ich befand mich wenigstens in ganz ehrenwerther Gesellschaft.

***) Herrn Gedeon Burkhard (am 14. Jänner 1831).

nutzung sokratischer Methode, sie davon abwendig zu machen; erkundigte mich, bevor ich ein Urtheil fällen könne, nach den vorhandnen Mitteln zum Zweck: ob das aufgebotne Volk auch eben so beharrlich, als zahlreich seyn, und bei übler Witterung des Winters, fern von der Heimath, im Schnee, Regen und Frost, bei Krankheiten, Mangel und andern Mühsalen, lange genug in Belagerung einer befestigten Stadt, ausdauern werde? Woher für die buntbewaffnete Menge Proviant, Zeltgeräthe, Munition, Belagerungsgeschütz bezogen werden sollten? Ob erfahrne Offiziere die ungeordneten Haufen leiten würden? Ob für Aerzte, Wundärzte, Feldapotheken u. s. w. Sorge getragen sey? — Ich empfing Antworten, welche die Verlegenheit nicht verhehlten. Und dies und Anders endlich, in kühler Berathung wohl erwogen, standen die jungen Männer vom unbesonnenen Wagniß ab.

Wenige Wochen später ward ich abermals, von Basel aus, mit einer neuen Sendung beehrt*). Man wollte vernehmen, wie die abtrünnige Landschaft wohl auf glimpfiche Weise an die Stadt zurückzubringen sey? ob ich dazu Hand bieten könne? Eine wahre Doktorfrage! Denn schon war leider Bürgerblut vergossen; schon die Kluft zu weit auseinander gerissen, um leicht und schnell wieder ausgefüllt zu werden. Doch meynt' ich, bis die Zeit selbst das Ausfüllungsgeschäft vollenden werde, ließe sich wohl eine Nothbrücke schlagen. Ich rieth an, bei gesonderter Haushaltung von Stadt und Landschaft, einstweilen Gleichförmigkeit des Gerichts- und Polizeiwesens, und Ungetrenntheit des Staatsvermögens unter gemeinschaftlicher Oberaufsicht, beizubehalten; eben so auch, durch Zusammentritt von Männern gemäßigter Denkart beider Landestheile, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidsgenossenschaft zu behandeln. So würde man, hofft' ich, wenigstens für allmälige Beruhigung und Aussöhnung der Gemüther, Frist gewinnen. Der Vorschlag schien nicht unzweckmäßig; ward in Basel aber, wie ich nachher vernahm, dem Ueberbringer übel verdankt; während einer der einflußreichsten Männer der Landschaft

*) Am 30. Jänner 1831. Der Abgeordnete war Herr Oberst Braun von Basel, dem, statt schriftlichen Kreditivs, mein Freund Köchlin, Fabrikherr zu Lörrach, beigeordnet war.

sich dem Gedanken nicht abhold zeigte. Der Starrsinn der Stadt aber, welcher nachher ähnliche Vermittlung der Eidsgenossenschaft von sich wies, und lieber Bügerkrieg fortsetzte, brachte zuletzt gänzliche Scheidung des Kantons in zwei ungleiche Hälften herbei*).

---

## 6.

## Im Verfassungsrath.

Unterdessen ging auch zu Aarau die konstituirende Versammlung daran, den in zahlreicher Kommission vollendeten Entwurf eines neuen Staatsgrundgesetzes zu behandeln**). Es war, wie man leicht denken kann, eine etwas buntfarbige Versammlung; in Aufwallung des Volks, unter Eingeistungen der Parteiinteressen, erwählt. Da saß ein sonderbares Gemenge von Insurgenten und grollenden Regierungsgliedern, vor mir; Männer aller politischen Farben und aller Abstufungen geistiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entschlossenheit, auf dieser Arena, für seine eigne Meynung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf schlauer Aristokraten, stürmischer Radikalen, oder gemäßigter Liberalen; steifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker; rohen Priesterhasses und frommer Dummgläubigkeit (Bigotterie); spießbürgerlichen Ortsgeistes und großartiger Gemeinnützigkeit; ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbeholfen, geführt. Meine sehr bescheidnen Erwartungen vom Ausgang der Berathungen sanken bald tiefer herab.

Schon in der ersten Sitzung erhob sich wortreicher Zwist über die Frage, ob die Staatsverfassung eine Gewissensfreiheit gewährleisten dürfe, und was man unter Gewissensfreiheit verstehe? Oder ob man

---

*) Zufällig mußt' ich auch noch zu diesem harten, doch nothwendigen Beschluß der Eidsgenossenschaft im Jahr 1833, Namens des Standes Aargau, als Gesandter an der Tagsatzung zu Zürich, mitwirken; einem Beschlusse, den ich vergebens gehofft hatte, auf friedlichem Wege verhütet zu sehn.

**) Den 21. Febr. 1831.

das katholische und evangelische Glaubensbekenntniß, als Staatsreligion, proklamiren solle? — „Wir dürfen bei uns nicht, ohne Gefahr, allen Sekten Thor und Thür öffnen!" meynten die Einen. — „Der Staat hat aber kein Recht, auch keine Macht, die heiligsten Ueberzeugungen, die Gott selbst frei läßt, in eine Nationalkirche einzukerkern, und sich ein Volk von Heuchlern zu schaffen!" entgegneten die Andern. — „In Religionssachen zu große Liberalität würde aber einer christlichen Staatseinrichtung übel anstehn!" widersprach man von dritter Seite. — „Staatsreligion ist nicht mehr Christusreligion, sondern Zwangsreligion des Stärkern!" sagt' ich: „Will man katholisches und evangelisches, zweierlei Christenthum; warum nicht auch andre Christenthümer gestatten? Entziehe man wenigstens dem Fanatismus Macht und Recht, Andersgläubige straflos zu mißhandeln. Wer sich wider Gesetz und Sitte vergeht, der falle dem Gericht anheim! Aber Niemand soll wegen religiösen Glaubens und Meynens verfolgt werden können!" — Der letzte Satz, den auch schon Andre vor mir empfohlen hatten, ward endlich von einer großen Mehrheit angenommen; aber folgendes Tages, nach erneutem Wortgefecht, schon wieder verworfen.

In einer nachherigen Sitzung, als ich den Vorsitz führte, gerieth man zu einem noch seltsamern Beschluß, kraft dessen Jeder, der nicht „geborner Schweizer" wäre, von Bekleidung eines Staatsamtes ausgeschlossen seyn solle. Vergebens sprachen die Einsichtsvollern gegen das Unbedingte dieses Grundsatzes, welchem man sogar rückwirkende Kraft ertheilen zu wollen geneigt schien. Wohl 20,000 bis 30,000 Einwohner des, kaum seit drei Jahrzehnden der Schweiz einverleibten, Frickthals waren so wenig geborne Schweizer, als ich, den diese Versammlung doch selber zu einem ihrer Vorsteher ernannt hatte. Als Betheiligter beobachtete ich billig Schweigen. Nachdem ich aber die entscheidende Abstimmung veranstaltet *), die Ausschließung jedes nicht als Schweizer Gebornen von Staatsämtern proklamirt, und die Sitzung

*) Zur Charakterisirung dieser konstituirenden Versammlung dient: daß 67 Mitglieder dem Artikel unbedingt beipflichteten; aber 57 ihn verwarfen, und 41 ihre Verwahrung dagegen zu Protokoll gaben.

aufgehoben hatte, erklärt' ich dieser Behörde meinen Austritt von ihrer Mitte. Ich gab freilich damit den Schein gereizter Empfindlichkeit; ergriff aber mit Freuden Anlaß, mich dem gehässigen Parteihader zu entziehn, und durch diesen etwas auffallenden Schritt vielleicht den Verfassungsrath zu bewegen, die große Aufgabe mit angemessnerer Umsicht zu lösen. In der That ward in folgender Sitzung der Beschluß wieder gestrichen. Ich aber, meiner Erklärung treu, erschien nicht wieder in der Versammlung, ungeachtet einer schmeichelhaft dringenden Einladung dazu.

Von da an nahmen die Verhandlungen wirklich würdigern Gang. Das Verfassungswerk empfing, durch Einfluß erfahrner Staatsmänner und einsichtsvoller Bürger, eine Gestaltung, die es den bessern in der Eidsgenossenschaft gleichstellte. Auch ward es, als es dem Volke zur Annahme vorgelegt worden, von der großen Mehrheit desselben, mit Beifall zum Staatsgrundgesetz erhoben. Man schritt dann in Wahlversammlungen zur Wiederbesetzung der öffentlichen Behörden und Aemter, mit Männern des öffentlichen Vertrauens. Auch ich wurde noch einmal in die höchste Landesbehörde, d. i. als Mitglied des großen Rath, gerufen.

Schon lag nun aber das sechszigste Lebensjahr hinter mir. Des früh gefaßten Vorsatzes eingedenk, entsagt' ich der Annahme jeder andern Amtsstelle. Den Sitz in der gesetzgebenden Versammlung ließ ich mir gefallen, und allenfalls Aufträge des Staats, deren Vollziehung von kurzer Dauer war. Einst im siebenzigsten Jahre wollt' ich auch diesem Valet sagen, wenn ich's nicht früher schon dem Erdenleben sagen müßte. Ich fürchtete mich vor dem „Sichüberleben!" Selbst im großen Rathe führt' ich seitdem seltner das Wort; gewöhnlich nur in wichtigern Fällen. Denn es fehlte nicht mehr, wie sonst, an guter Zahl selbstständiger, kenntnißvoller Abgeordneten. Auch die Herausgabe des Schweizerboten überließ ich von nun an den Händen Andrer, welche mit Einsicht, Vaterlandsliebe und Muth, zugleich eine Stellung verbanden, von der sie Bedürfniß und Getriebe der Gegenwart umfassender und klarer überschaun konnten, als ich in meiner freiwillig erkorenen Vereinsamung, der ich mich oft schon entgegengesehnt hatte.

Es war mir anfangs wundersam in der stillen Blumenhalde zu Muthe, nicht mehr täglicher Zeuge vom Schauspiel jener leidenschaftlichen Rasereien zu seyn, zu welchen verkehrte Religiosität, politischer Fanatismus, und Ehrsucht und Rachgier entflammten. So mag ungefähr dem zu Muthe seyn, der nach widerwärtiger Seefahrt, unter den Füßen wiederum festen Boden des Hafens fühlt; noch nicht an sein Glück glaubt; sich sammeln und besinnen muß, wie sich in den neuen Umgebungen gehaben, denen er entwöhnt ist.

---

## 7.

## Heilige Sabbathstage.

Für die Zeit des beginnenden Alters lag mir noch eine Arbeit vor, welcher ich mich seit zwanzig und dreißig Jahren nachgesehnt, nie angewagt, hatte. Schon im Jahre 1814 hatt' ich an Ittner geschrieben: „Längst schlepp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Ansicht der Natur und Welt mir selber deutlicher darzustellen, und dabei vielleicht den Schleier der Isis ein wenig zu lüften. Das heißt: ich möchte einen umfangenden Blick, so weit er Sterblichen vergönnt ist, in das göttliche All hinauswerfen, wie ich ihn oft in den heiligsten Stunden gethan habe; schauen den Verband aller Geister, vom bewegenden Wesen im Sonnenstäubchen, bis zum Alles in sich Bewegenden; vom Verkehr des Belebten mit dem Allbelebenden; und wie Irdisches und Göttliches Eins; Uebel nirgends; Zeit und Ewigkeit, Gleichartiges sind. Ich möchte das Ringen der Kräfte zum Schaffen der Dinge schaun; vom Werden des Krystalls bis zur Verwandtschaft der Sternenfamilien. Aber —— wäre doch nur das Leben hienieden nicht so flüchtig; der Gedanke nicht so gewaltig eilsam; und die Hand nicht so träge, so lahm, die ihn beim Flügel haschen, und auf das Papier heften soll!"

Genug, ich fing an, in das beschauliche Leben zum letzten Mal einzukehren, und die große Lebensfrage, als betagter Mann, zu wiederholen, welche die Wißbegier des Knaben gereizt, den fantasievollen

Jüngling abwechselnd in gottselige Schwärmereien, oder gottlose Zweifel getrieben, und den Mann in's wilde, zerstreuende Weltgewühl hinausgejagt hatte. Ich ordnete nach und nach, und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammenzurechnen; um über das Räthsel des Daseyns und Soseyns in's Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esoterische Religion des Greises, zur Schau zu bieten. Auch, dacht' ich, könne vielleicht, vom Innenlicht meiner Ueberzeugung, eine freundliche, beruhigende Helligkeit in die Nacht des Wissens und Glaubens derer hinüberschimmern, vor denen Irdisches und Ueberirdisches, noch als trostloses Geheimniß, steht. Die Anzahl derselben ist in unserm Zeitalter dort nicht klein, wo man eben beginnt, sich den zähen, klebrigen Begriffsschlingen zivilisirter Barbarei zu entziehn. Einen heimlichen, fressenden Gemüthsschaden heilen zu können, ist ja auch eine schöne Geistesthat. Eben deswegen wollt' ich mich befleißen, wie schwierig es auch werden mußte, in solche Darstellung die möglichste Deutlichkeit einzutragen; daher die dunkle Gelehrtensprache zu vermeiden, aber streng das einmal gewählte Wortzeichen, für das Bezeichnete beizubehalten, um Begriffsverwirrungen zu verhüten und Denkenden jedes Standes verständlich zu seyn.

Während dieses Arbeitens schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, man werde mir nicht das Gelüst zutrauen, unter Philosophen heutiger Tage, ein Plätzchen einnehmen zu wollen; oder zu hundert vergangenen und vergessenen Systemen, ein hundert und erstes beizufügen. Ein Gelüst der Art käme in jedem Fall für den Greis zu spät, der eher des baldigen Todtenkranzes, als einer Lorbeerkrone bedarf, die allenfalls ein gutmüthiger Journalist aus Druckpapier schnitzeln möchte. Und wenn mich Philosophen von Profession nicht ganz schulgerecht finden, oder Theologen nicht genug dogmen- und chatechismusgerecht: so mögen die Einen vor meinen Irrthümern, die Andern vor meinen Ketzereien warnen. Ich bitte bloß, mich nicht verdammen, lieber menschenfreundlich bemitleiden zu wollen, wenn das die Ehre ihres Systems oder symbolischen Buchs erlaubt.

Denn selbst ein sechstausendjähriges Nachdenken des menschlichen Geschlechts über den Urgrund seiner Vorhandenheit und Bestimmung, hat ja noch immer nicht das Ziel erreicht; und wird es wohl, nach frischen sechstausend Jahren, wenn ihm auch näher stehend, noch nicht erreicht haben. Ich aber zeichnete nur nieder, was in mir, als Vernunftwahrheit, oder als vielbefriedigender Vernunftglaube, besteht. Wie in der Sinnenwelt die unendlichste Mannigfaltigkeit der Dinge herrscht, und selbst ein Baum nicht vermag, aus seinen Zweigen einander vollkommen gleiche Blätter zu treiben: so herrscht und soll herrschen im Geistesgebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Ansichten und Vorstellungen. Das ist ewiges Gottesgesetz, zu dessen Erfüllung nicht nur Ungleichheit der Geistesgaben, Ungleichheit ihrer Reife, durch Erfahrung und Uebung: sondern auch Ungleichheit der vom Schicksal angewiesenen Standpunkte und Umstände, mit allmächtiger Stärke zwingt. Wer in Schule, Staat und Kirche, Gleichheit des Glaubens und Meynens gebietet, der gebietet auch wohl, mit ähnlicher Wahnseligkeit, Meereswellen Bewegungslosigkeit im Orkan. Und wer den, der andre Ueberzeugungen trägt, als er, verhöhnt oder verdammt: verhöhnt und verdammt nicht den Menschen, sondern, ohne daß er es weiß, Gottes Werk und Gesetz, und Gott selbst.

Je tiefer ich in das Reich des Wißbaren vorschritt, um so weiter zogen sich dessen Gränzen nach allen Seiten von einander. Ich begegnete im Endlichen dem Unendlichen; in der Zeit dem Ewigen. Vielen wächst, mit der Zahl ihrer Jahre, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Dinge an, die sonst ihr jugendliches Gemüth wunderbar aufregten. Und, je älter ich geworden bin, je mehr erfüllt mich das schon viel Betrachtete, mit immer tieferm Erstaunen. Lag auch einmal ein Geheimniß vor mir aufgeschlossen, stieg mir aus dessen enthülltem Boden jedesmal ein zweites entgegen. Mögen, wegen dieser Worte, diejenigen nicht zürnen, welche im Alter nur noch für ihren Nutznießungstheil an Schätzen der Außenwelt offnen Sinn behalten haben, während ein Schlaftrunk ungeprüften Glaubens sie, wegen des unsichtbaren Höhern, schon vollkommen beruhigt hat.

So ward das Darstellen meiner „Welt- und Gottanschauung",

welches der zweite Theil gegenwärtiger Selbstschau enthält, meine Lieblingsbeschäftigung vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Jahre. Und dies Insichgehn des Geistes, zur Erkennung seines Wesens und Lebens, führte mir wahrhaft heilige Stunden der Erbauung und Erhebung des Gemüthes zu. Gleichzeitig entwarf ich auch diese Entwickelungsgeschichte meines Geistes. Sie kann, zur Betrachtung des göttlichen Alls, im folgenden Theil, als Einleitung, gelten, und gegenwärtiges Kapitel dafür, wenn man will, als „Vorbericht an den geneigten Leser."

---

## 8.

## Die Taubstummen.

Indessen führt' ich, während jener zehn Sabbaths-Jahre, doch nichts weniger, denn ein kontemplatives Leben. Ich gehörte ja noch der Welt an, wie sie mir. Auch schmückte ich gern den Herbst des irdischen Daseyns so schön aus, als ich's vermochte. Da gab es für mich Familienfeste und Familienfreuden in Fülle; Ausflüge in die Alpenwelt, oder in Nachbarländer; Schauspiele in Menge auf der politischen Bühne unsers zanksüchtigen Jahrhunderts; oder Taglöhnergeschäfte bei gemeinnützigen Unternehmungen u. dgl. m. Doch von dem Allem hier kein Wort. Nur von Einigem, was in meinem Alter besondre Anziehungskraft übte, sey noch erlaubt zu plaudern.

Bei vielen Wanderungen durch Schweizerthäler hatte mich jedesmal der Anblick jener Glückslosen schmerzhaft erschüttert, die ohne Gehör und Sprache, oft in eckelhafter Mißgestalt, durch die Welt schleichen, Kretinen genannt. Auch im Aargau fehlte es nicht daran. Auf meinen Antrag veranstaltete, schon im Jahre 1816, die Gesellschaft für vaterländische Kultur eine Zählung derselben im Aargau; aber den eingegangnen Berichten mangelte noch wünschbare Vollständigkeit. Zwanzig Jahre später kam ich auf diesen Gegenstand noch einmal zurück *), da auch der Aelteste meiner Söhne sich ihm, als Natur-

*) Im Jahre 1835.

beobachter und obrigkeitlicher Bezirksarzt, mit Aufmerksamkeit zuwandte *). Durch ihn angeregt, und nach seinem Entwurf, gelang eine zweite, vom Sanitätsrath angeordnete Zählung.

Das schreckliche Ergebniß war, daß, in einer Bevölkerung von kaum 200,000 Einwohnern, 960 Taubstumme beiderlei Geschlechts lebten, von denen 440 durch vollendeten Kretinismus, oder durch ihr Alter, jeder Bildungsfähigkeit beraubt; daneben noch 520 Andre übrig waren, für Unterricht empfänglich. Und für diese insgesammt gab es keine Schule, keine Kirche, keinen nützlichen Beruf; keine Liebe auf Erden, als die schmerzensreiche des elterlichen Mitleidens; keinen Christus; kein Ahnen Gottes; kein Hoffen von einer Ewigkeit. Der Staat hatte diese armen Waisen der Natur vergessen. Ich glaubte an Möglichkeit, daß, nach Gründung einer Taubstummenanstalt in Aarau, durch Mildthätigkeit des Volks und des Staats, ähnliche Stiftungen in sämmtlichen Bezirken des Landes entstehn könnten.

Kaum hatt' ich in vorerwähnter Gesellschaft diesen Gedanken ausgesprochen, ward er mit Theilnahme ergriffen. Schon im folgenden Jahre **) ward, auf ihre Kosten, ein Institut für 10 — 20 der Unbeglückten, bei Aarau eröffnet, und, erst nach Beweisablegung von den erfreulichen Leistungen der gehörlosen Kinder, dem ganzen Lande zur Unterstützung empfohlen. Die eingesammelte Liebessteuer, aus welcher, zur Fortdauer der Stiftung, ein zinstragendes Kapital geschaffen werden sollte, betrug aber kaum 10 — 12,000 Franken. Auch hier bewährte sich die bekannte, niederschlagende Erfahrung, daß im Allgemeinen wohlhäbliche und reichere Häuser zu großartiger Wohlthätigkeit die ärmsten; hinwieder die Aermern und Minderbemittelten, verhältnißmäßig die freigebigsten und reichsten zu seyn pflegen.

Jede Taubstummenanstalt ist ein ehrwürdiges Monument der Menschlichkeit. Aber tausend solcher Stiftungen sind nicht genügend

---

*) Seine, zur Erhaltung des Doktorgrades der Medizin und Chirurgie, an der Universität Berlin (1827) verfaßte Inaugural-Dissertation: „De Janis“ behandelte schon die Kopfbildung solcher Mißgeburten anatomisch.

**) Im Jahre 1836.

für das Bedürfniß im europäischen Welttheil *). Wird nicht endlich auch für jene Waisenkinder der Natur ein Heiland erscheinen, der Offenbarung eines Erlösungsmittels von solchem Elend bringt, wie es der unvergeßliche Jenner in England, wider Blatternpest, brachte? Kaiserliche und königliche Akademien der Wissenschaften freilich haben für wichtigere Dinge Preisaufgaben zu stellen, als für eine Kleinigkeit, dergleichen die Entdeckung und Ableitung jener Giftquellen wäre, aus welchen in Europa bei 200,000 Menschen ihr lebenslängliches Verderben schöpfen **).

Was ich auf Reisen über Entstehn kretinischer Verzerrung der menschlichen Gestalt, oder ihrer Sinneswerkzeuge, wahrgenommen, und was mir der gelehrte Naturforscher in Turin, Ritter Vasalli-Candi, aus den Gebirgen Savoyens schon vor vielen Jahren bestätigt hatte, beschränkt sich auf folgende Thatsachen: Taubstummheit und Kretinismus sind durchgehends, in sämmtlichen Welttheilen, mehr in bergigen, als ebnen Gegenden herrschend; mehr in tiefern Theilen der Thalgelände, als in höhern (zumal wenn diese 3000 — 4000 Fuß über dem Meere gelegen sind); mehr an der schattenreichern Thalseite, wo trägere Verdünstung statt findet, als an der sonnigern, (an nördlichen Berghängen sind daher auch die Jahrringe vom Holz der Waldbäume poröser; die Thierhäute, nach Zeugniß der Gerber, schwammigter; selbst Fleisch und Muskeln der Menschen lockrer und gedunsener); ferner, neben diesem allen, auf feuchtem, vom Wasser durchsickerten, Boden der Umgegend mehr, als auf trocknem, quellenarmem Erdgrunde. Eben dort pflegt auch das Trinkwasser ungesunder für die zu seyn,

---

*) In der preußischen Monarchie befanden sich (laut Zählung von 1834) 10,162 Taubstumme; in Frankreich hatte man deren (im Jahre 1832) eine Anzahl von 28,000, und in Allem für sie nur 30 Lehranstalten. In der Schweiz, wo bisher 8—10 Taubstummen-Institute gewesen sind, kannte man die Zahl der Unglücklichen noch nicht.

**) Doch im Jahre 1840 fing in der Schweiz die allgemeine Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, in Verbindung mit der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, an, dieser großen Aufgabe endlich ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und der Vorort Bern forderte, zur Beihülfe, selbst die Regierungen gesammter Eidsgenossenschaft auf.

welche schon scrophulöse Anlagen besitzen. Sämmtliche, oder auch einzelne, Brunnen und Quellen mit jener Plage beladnen Ortschaften, empfangen ihr Wasser gewöhnlich aus mehr oder minder entfernten Höhen, von denen es unter der Dammerden-Schicht, oft darin faulend, versessen, mit schädlichen Extractivstoffen geschwängert, zusammengeronnen ist, ohne von einem filtrirenden Gebirgslager gereinigt zu seyn. Dergleichen Wasser fehlt aber in höhern Thalschaften, theils weil es dort, wenn auch noch unter der Bodenfläche niederfließend, von seinem Ursprung her, kürzere Strecken zu durchrinnen, theils auch, wegen stärkern Falls, schnellern Lauf hat. Selbst das Sonnenlicht übt unzweideutig seine chemische Einwirkung auf die Gewässer; denn Flußwasser ist in der Regel weicher; Quellwasser härter.

Als mitwirkende Ursache des Naturübels mag allerdings auch Wohnung und Lebensweise der Menschen in solchen Umgebungen gelten. Unfläthige, dumpf-feuchte, selten gelüftete Behausungen, neben selten wechselnden Nahrungsmitteln und neben üblichem Branntwein-Genuß, sind häufiger Heimathen des Unheils, als wohlbesonnete Gebäude, in denen größere Reinlichkeit der Bewohner, neben größerer Mannigfaltigkeit ihrer Speisen, gefunden wird.

---

## 9.

## Vorwehen neuen Sturms.

Während ich mit thätiger Lust zur Stiftung und Pflege einer Lehr- und Erziehungsanstalt für taubstumme Knaben Hand bot *) — meine Nanny übernahm dabei freiwillig Oberaufsicht des Haushalts —, sah ich mit ziemlicher Deutlichkeit neue Wetterwolken am politischen Horizont der Schweiz aufsteigen. Sie nahmen diesmal ihren Zug von Süden her. Es ging mir mit meiner Politik jetzt ungefähr, wie mit meiner Meteorologie. Ich trieb beide noch nebenher; mehr aus alter Gewohnheit, als mit Zuversicht. Weil ich, seit dreißig oder vierzig

*) Als Präsident von der Direktion der Anstalt.

Jahren, täglich dreimal den Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, Wolkenzuges u. s. w. aufzeichnete, hatt' ich's glücklich dahin gebracht, zum Behuf eines Spaziergangs, eines häuslichen Waschfestes, oder einer kleinen Reise, zuweilen die Witterung der folgenden Paar Tage richtig zu errathen. Denn ich wußte nun, was man freilich auch ohne tägliches Beobachten der Instrumente wissen kann, daß, auf gutes Wetter, regelmäßig schlechtes einkehrt.

Ungefähr eben so hatte sich der politische Himmel schön aufgeklärt, als die helle Juliussonne des Jahrs 1830 durch das graue Gewölk hervorgebrochen war. Doch als erfahrner Meteorolog, glaubt' ich keineswegs an lange Dauer des blauen Himmels; aber auch nichts weniger, als daß der Fönwind, in Italien Sirocco geheißen, uns Unwetter aus dem Gedünste der pontinischen Sümpfe herüberführen könnte. Ich hielt diese für längst ausgetrocknet.

Von Rom aus verbreiteten sich aber, und nicht über die Schweiz allein, sondern über einen großen Theil Europens, hierarchische Miasmen, welche das gesunde Leben der Staaten angriffen, die Bestandtheile derselben schieden, und in innern feindseligen Streit gegen einander versetzten. Unter allen Streiten und tausend Kriegen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß, war mir von jeher der Kampf ehrgieriger Herrschsucht, Habsucht und erblichen Kasten-Hochmuths gegen sittliche und bürgerliche Freiheit und geistige Veredlung der Nationen, das heißt: der Kampf gemeinthierischer Gelüste gegen das Heiligste unter dem Himmel, am widerwärtigsten. Es ist dies der Krieg, über welchen schon das früheste Alterthum wehklagte, wenn es der Nachwelt vom Streit der drachenfüßigen Kinder der Erde gegen die Gottheiten des Olymps, oder der abgefallenen Engel, gegen den Thron Jehova's, erzählte.

Von Gregor VII. bis Pius VII. folgten die Statthalter Christi, unverwandten Blicks, nur einem Ziel: Eroberung kirchlicher Oberherrlichkeit über Thronen und Nationen für die „ewige Roma." Sie nannten es freilich nicht Arbeit für die ewige Roma, sondern, für Sicherheit und Ausbreitung des seligmachenden Glaubens. In jüng-

ster Zeit, während der Restaurationsjahre, waren dazu, in aller Stille, von den Pyrenäen bis Ungarn, von Britannien bis zu den Alpen, Rüstungen betrieben worden. Aber als vortheilhaftester Punkt, in der Mitte des Welttheils, von wo aus die römische Staatsklugheit künftige Operationen der streitenden Kirche vielleicht am bequemsten fortsetzen konnte, erschien ihr die Schweiz, zwischen Deutschland und Frankreich. Schon standen die Jünger Loyola's, als Vorkämpfer, in Wallis und Freiburg, festen Fußes; dann in Schwyz, dem neuern Sitz der päpstlichen Nuntiatur. In der Schweiz boten ein lockrer Bund von einem Viertelhundert kleiner Republiken, mit ihren Eifersüchteleien; hier ein buntes Getümmel politischer Parteien; hier beinah ein halbes Dutzend kleiner Bisthümer, unmittelbar dem heil. Vater untergeben; hier mehr denn ein Hundert von Klöstern, Vortheil verheißendes Spiel an.

Bald genug zeigte sich auch bei allen politischen Bewegungen, der Clerus werkthätig: so schon bei Errichtung des Bundesvertrags von 1815 *); so bei damaliger Aufstellung aristokratischer Staatsformen der Kantone; so bei Wiederzerstörung derselben im Jahr 1830. Wie in Spanien, Frankreich, Belgien, Rheinpreußen, Polen, Ungarn u. s. w. fing man auch in der Schweiz an, erst leise, dann lauter und kecker, die Rechte der Staaten, den Rechten der Kirchenhoheit gegenüber, in Zweifel zu stellen; dann sie kühn wegzuläugnen. Flugschriften und Zeitungen mußten zu Gunsten des Ultramontanismus sprechen; dann mußten sie Männer, welche den Römereien abhold waren, verdächtigen; dann Regierungen, dann Gesetze, endlich sogar die protestantische Bevölkerung. Man flüsterte erst Glaubenshaß ein; dann Muth zum Glaubenskrieg, unter Vorwand, daß die heilige, römischkatholische Religion in Gefahr schwebe. Man stiftete in Dörfern die berüchtigten „katholischen Vereine"; zuerst in Umgegenden von Klöstern und Stiften; dann entfernter, und in mehrern Kantonen der nördlichen Schweiz;

*) Der Nuntiatur gelang es, in demselben die Aufnahme des zwölften Artikels zu bewirken, welcher neben den Kantonen auch den Klöstern, durch den Bund, Gewährleistung gibt.

bis sie, unter Leitung geheimer Obern, zu einem Netz zusammengestrickt wurden. Abteien und Laien spendeten zu den Glaubensfehden Geld.

Mehrere eidsgenössische Regierungen, durch dergleichen feindselige Geberdungen aufmerksamer, und, für die unveräußerlichen Rechte des Staats, besorgter geworden, hatten sich endlich im Jahr 1834 zu Baden im Aargau, in einer Konferenz, für Sicherstellung altbestandener Staatsbefugnisse, vereint; so wie zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem römischen Hof über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, einiger Priesterseminarien u. dgl. m. Aber ehe man noch Unterhandlungen mit dem heil. Stuhl hatte eröffnen können, schleuderte der heil. Vater schon seinen Bannstrahl gegen jene Badner-Artikel. Wie kraftlos immerhin dieser Strahl verblitzte, erfrischte er doch den Muth aller Kämpfer für päpstliche Machtvollkommenheit, und zwang er den vaterländischgesinnten und gebildetern Theil der Weltgeistlichen zu verstummen.

Das Zunehmen priesterlicher Wühlerei bewog, da und hier, nach und nach Regierungen ernster einzuschreiten. Doch begnügten sie sich nur mit gesetzlicher Bestrafung allzufrecher Widerspenstigkeit einzelner Pfarrgeistlichen; oder mit Handhabung hoheitlichen Oberaufsichtsrechts über das Vermögen der Klöster, welches zum Theil für nicht ganz fromme, zum Theil für staatsgefährliche, Zwecke verwendet wurde. Auch die Regierung vom Aargau ordnete Kommissarien in die sechs Klöster ihres Landes ab, um vom beweglichen und unbeweglichen Gut derselben ein vollständiges Verzeichniß aufzunehmen. Und auch ich ward dazu *), neben zwei katholischen Amtsgenossen, für die uralte Benediktinerabtei Muri, für das Kloster der Benediktinerinnen in Hermetschwyl und der Cisterzienserinnen zu Gnadenthal ernannt.

*) Im Frühjahr 1833.

## 10.

## Klosterbesuch.

Unter den, wenn auch nicht großen und glänzenden, doch mannigfachen Gaben, mit denen mich die gütige Natur, bei der Geburt, zum Angebinde, beschenkt hatte, war die edle Gabe des kaufmännischen Einmaleins die allerwinzigste geblieben. Und doch würde mir, bei meinen gar verschiedenartigen Beschäftigungen, keine besser zu statten gekommen seyn. Ich sträubte mich daher, mit gerechter Furcht, gegen Annahme der mir zugedachten Sendung in die Klöster, wo mich langweilige Kapital- und Zinsrechnungen, oder Musterungen und Abschätzungen von Ländereien, Waldungen, Gebäuden, Viehstand, Bibliotheken, Kirchenparamenten u. dgl. erwarteten. Wie schon öfter, blieb auch diesmal mein Sträuben dagegen umsonst; ich mußte gehn. Heimlich verhieß meinem leidenden Gehorsam eine kleine Neugier den Trost, das Leben frommer Cönobiten eine Zeitlang in der Nähe zu sehn, wie sie in ihren Zellen, mit schwermüthiger Weltentsagung, Gott und Wissenschaften ihre Stunden opferten. Wenn ich auch eben nicht mehr stark an jene Poesie des Klosterlebens glaubte, die weiland mich, als Jüngling, begeistern konnte, hoffte ich doch, vielleicht einem oder dem andern gelehrten Abälard zu begegnen, der dort den Selbstqualen und Eitelkeiten der Welt entronnen sey; oder vielleicht einer Heloise, die, als Braut Gottes, im Kampf wider schmerzlich-süße Erinnerungen, langsam dahinstirbt.

Der Aufenthalt in den Klöstern dauerte mehrere Monate. Die Erscheinung von drei Regierungskommissarien war für die hochwürdigen Väter ohne Zweifel nicht die angenehmste; und konnte in ihnen den frommen Groll gegen weltliche Obrigkeit nicht sehr mildern. Indessen verbargen sie, mit gefälliger Höflichkeit und weltkluger Gewandtheit, den Unwillen, welchen man bei unwillkommenen Besuchen empfindet, die man nicht wohl ablehnen kann. Außerhalb den geweihten Mauern aber hatten die Abgeordneten der Regierung mehr denn einmal Gelegenheit zu erfahren, wie man innerhalb der Mauern gesinnt sey. Einer der Mönche von Muri predigte in der Pfarrkirche des

Ortes eines Sonntags ganz unverholen und naiv seine Trauer über die Leiden der Kirche unter dem Druck feindseliger Gesetze und gottloser Regenten. Zwar ward der hochwürdige Mann freundlich gewarnt, sich nicht auf heiliger Stätte dem Zorne des Herzens zu überlassen. Doch vielleicht auf minder heiligen Stätten ward's minder genau genommen. Und eines Nachts ward sogar, den Mauern der Abtei gegenüber, der Oberst Fetzer, mein würdiger und lieber Amtsgenoß, vom dienstbaren Pöbel, in effigie aufgehenkt.

Sonderbar genug hatt' ich das Glück, mich des Vertrauens mehrerer Klostergeistlichen, in höherm Grade zu erfreun, als meine beiden katholischen Kollegen. „Werden Sie nicht stolz darauf," sagte der hellsichtige und gemüthliche Fetzer lachend: „Ein Priester hier zu Lande erwartet, kraft seiner geistlichen Weihe, von uns Laien eine Art unterwürfiger Verehrung, die er von einem bloßen Ketzer nicht fordern darf, wie Sie sind, der am Ende von der unsichtbaren Hoheit des Priesterthums so wenig Begriff hat, wie ein Türke, oder Fetisch-Anbeter. Der Geweihte steht daher zu Ihnen, wenn er in Ihnen die heidnischen Tugenden eines ehrlichen Mannes erkennt, weit unbefangner da, als zu uns Andern; besonders wenn er bei uns gar einen Anflug heidnischer Aufklärung wittert."

Je länger ich Walten und Wesen der Cönobiten und Cönobitinnen beobachtete, um so mehr mußte ich meine frühern, etwas schwärmerischen Vorstellungen davon belächeln. Ich sah wohl, die dem Himmel Gewidmeten hatten Alles in der Welt zurückgelassen, nur nicht sich selbst, sammt den Lüsten und Begierden, und Gemüthsgewöhnungen, welche ein engeres geselliges Beisammenwohnen oft nichts weniger, als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, lebten im einförmigen Tagwerk klösterlicher Uebungen und gedankenleerer Werkfrömmigkeit, ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die Jüngern aber bekümmerten sich, neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Küche und Keller bieten, mehr um die Welt, als wohl, nach der Regel des heil. Benedikt und St. Bernhard, hätte seyn sollen.

Gelehrsamkeit fand ich in der Abtei Muri wenig, kaum oft nothdürftigste Schulbildung; dagegen eine große Bibliothek, vielleicht mehr zur Schau, denn zum Gebrauch. Ich fand einen Reichthum von beinah drei Millionen Franken; aber mit unglaublicher Fahrlässigkeit und Unkunde verwaltet. Es waren Schätze in wahrhaftig todter Hand, mit denen nichts für Wissenschaft oder Kunst geleistet ward; nichts für wohlthätige, gemeinnützige Unternehmungen; nichts auch nur für Beförderung des Wohlstandes in der nächsten Umgegend. Vielmehr entdeckte man in dieser, wie nirgends im schönen Aargau, nur zuviel Wahrzeichen träger Armuth, roher Sitten und dummgläubiger Unwissenheit. Fast täglich begegnet' ich, am Eingang der Abtei, einem Haufen arbeitsfähiger Männer, junger und alter Weiber, zerlumpt, unreinlich, versammelt, um in mitgebrachten Geschirren ihren Antheil ekelhafter Suppe zu empfahn, die, aus Abfällen der ungleichartigsten Speisen, vom Tisch der geistlichen Herrn und der Dienerschaft, zusammengerührt worden.

Doch gern denk' ich auch an ein Paar würdige Männer zurück, die durch menschenfreundlichen Sinn und klare Verständigkeit, meine Achtung und Zuneigung an sich zogen. Einer derselben war der Jüngste der Konventualen der Abtei Muri, Pater Adalbert, der die Verrichtungen eines Statthalters versah. Er schien manchmal selber zu fühlen, daß das Klosterthum dem Leben und Streben des Jahrhunderts immer mehr absterbe. Ich erinnerte ihn an die Verdienste der ehmaligen Benediktinerabtei St. Maur. „Warum machen Sie nicht," sagt' ich eines Tages zu ihm: „Ihre Abtei Muri den heutigen Interessen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich? Gründen Sie z. B. ein polytechnisches Institut, großartig ausgeführt, für die gesammte katholische Schweiz und die angränzenden Länder. Rufen Sie dazu die berühmtesten Lehrer Deutschlands, Frankreichs und Italiens um jeden Preis her. Sie sind reich genug; haben Raums genug in Sälen und Zimmern des pallastähnlichen Neugebäudes, welches öd' und leer steht. Den größten Theil des Aufwandes würden Ihnen Kostgelder der Studierenden, und höherer Ertrag der Güter ersetzen; wie denn auch der edelherzige Fellenberg, für Aehnliches, fürstlichen Aufwand trieb, ohne dabei zu verarmen. So würde Muri, unbescha-

det Ihrer Ordenspflichten, zur ersten Zierde des Ordens, zum Kleinod des Aargaus, erhoben werden."

Wir besprachen dies umständlicher. Pater Adalbert schien von der Idee ergriffen. Er versuchte sie dem bejahrten Abt Ambrosius beliebt zu machen; brachte mir aber, mit Achselzucken, dessen abweisende Antwort zurück. Ich hatte kaum eine bessere erwartet.

Ein andrer Geistlicher, welcher mir besondre Verehrung einflößte, war, des Cisterzienser-Ordens, aus der Abtei Wettingen; als Pater Beichtiger beim Frauenkloster Gnadenthal. Dieser würdige Mann, von ausgezeichneter Vorliebe und wissenschaftlicher Bildung für Landwirthschaft, hatte das verarmte Kloster, durch weise Oekonomie, vor Auflösung bewahrt. Wegen solcher Verarmung war auch noch die Aufnahme von Novizen einstweilen untersagt worden. Aber ein Frauenzimmer aus der Stadt Zug hatte sich jetzt zur Aufnahme gemeldet; und die Vorsteherin, oder „Frau Mutter", setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, als sie mich um Verwendung bei der Regierung ansprach. Einwendungen, daß man zuvor die Regierung vom Vermögensstand des Klosters unterrichten müsse, wurden nicht angehört. Die nach der heiligen Einsamkeit Sehnsuchtsvolle ließ mich bitten, sie selbst anzuhören. Ich mußte wohl gewähren.

Die Novize, ein Mädchen in schöner Blüte des Lebens, erschien erröthend und erblassend am Sprachgitter. Mit gesenkten Blicken, schüchtern und stammelnd, trug sie ihren Wunsch vor. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, der frommen Jungfrau, in meiner Antwort, etwas von jenen nichtssagenden Artigkeiten einzuflechten, die man sonst, ohne alle Sünde, im Weltleben wohl einem jungen Frauenzimmer zu spenden pflegt. „Ich muß es fast beklagen," sagt' ich: „daß Sie mich zu einem so grausamen Dienst wählen; daß Sie mich zum Fürbitter machen wollen, damit so viel Anmuth auf immer in einer finstern Zelle verschwinde. Warum sehnen Sie sich schon so früh nach einer klösterlichen Einsamkeit, deren Schattenseite Sie gewiß jetzt nicht ganz würdigen können; und wünschen einer Welt auf ewig gute Nacht zu sagen, — einer Welt, in der Sie auch noch so neu sind,

und in welcher Ihrentwillen vielleicht hoffnungslos ein der Liebe werthes, treues Herz brechen muß?"

Indem ich so sprach, erblaßte die junge Novize; ihre Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft; ihre Finger klammerten sich in das Gitterwerk ein; dann brach sie in Thränen des innigsten Seelenschmerzes aus. Ich erschrak; winkte die Konventualinnen aus dem Hintergrunde des Saals herbei, das arme Mädchen zu unterstützen und wegzuführen. Ich aber hütete mich wohl, das Verlangen der hübschen Weltentsagerin noch länger in vollem Ernst zu nehmen. Vier Jahre später*), da ich abermals Mitglied der eidsgenössischen Tagsatzung zu Luzern war, erkundigte ich mich, als mir, während eines Spaziergangs mit dem Gesandten und Landammann von Zug, die Novize zufällig in Erinnerung kam, bei ihm nach ihrem Loose. „Ei, die eine Nonne?" rief er: „Sie ist glücklich vermählt, und glückliche Mutter!"

---

## 11.

## Eine Folge des Besuchs.

Hätte nicht die später geschehene Aufhebung der aargauischen Klöster so großes, beinah möcht' ich sagen, erkünsteltes Aufsehen erregt, würd' ich kaum von dem Allen hier erzählt haben. So fahr' ich fort, und füge noch einen kleinen Nachtrag bei, der wenigstens, hätte er auch kein anderes Interesse, mich selbst bezeichnet, wie ich zu jenen Klöstern stand.

Der Oberst Fetzer, im großen Rathe, wie ich, statteten der höchsten Landesbehörde Bericht über unsre Verrichtungen ab. Dies gab Anlaß zu allerlei gehässigen Gerüchten über uns Beide; Gerüchten, die von unsern Gegnern, mit christlicher Liebe, immer finsterer ausgeschmückt, vergrößert und verbreitet wurden, wie es wohl in der Welt

---

*) Im Jahr 1837.

zu geschehn pflegt. Bald, oder vielleicht zuerst, gelangten sie zu den Ohren der Kloster-Vorsteher. Der Pater Statthalter Adalbert in Muri schrieb mir darüber einen langen, freundschaftlichen Brief*). Er klagte, als hätten wir, wie die Sage gehe, auf die Klosterherrn „geschimpft"; die religiösen Institute verdächtigt; und er bemühte sich, diese, besonders Muri, zu rechtfertigen. Hier meine Antwort**), welche vielleicht über manche Einzelheiten, die erst später Bedeutsamkeit empfangen, einiges Licht werfen:

„Der Brief, hochwürdiger Herr, den ich gestern Mittag erhielt, das Vertrauen, mit dem Sie ihn schrieben, freute mich. Ein Beweis dessen, sey diese schnelle, offene und vertrauliche Erwiederung."

„Meines Wissens hat Herr Fetzer nicht, wie Ihnen das Gerücht sagte, auf Ihr Gotteshaus „geschimpft." Umgekehrt, als im großen Rathe das Wort auf seine in Muri erlittene Mißhandlung kam, benahm er sich mit Würde und Edelmuth. Wenn, wie Sie sagen, das Gerücht späterhin Aehnliches von mir sagte, hat es, wie schon oft, meine Denkart verkannt. Selbst wann ich beschimpft ward, hörte niemand mich wieder schelten. Warum also sollte ich mich über Ihr Gotteshaus mit Rohheit äußern, wo ich einige der würdigsten Religiosen wirklich hochachte? Daß ich, wider Willen zu Muri, wie im Exil lebte, fern von Familie, Freunden, Wissenschaften, unter unbehaglichen Geschäften, und im Wirthshause, werden Sie nicht auf Ihr Gotteshaus beziehn wollen."

„Wenn ich im großen Rathe über meinen Aufenthalt in Muri sprach, so geschah es pflichtmäßig, mit reiner Wahrheitsliebe, über die Armuth, Bettelei, Unwissenheit, den Wankelmuth, die Rohheit in

---

*) Von Muri, 13. Dez. 1834. Der würdige Mann (nach dem Tode des Abtes Ambrosius zu dessen Nachfolger erwählt) lebt noch. Ich habe daher kein Recht, sein mir allein bestimmtes Schreiben, ohne seine Erlaubniß, zu veröffentlichen.

**) Von Aarau, 15. Dez. 1834. Ich schalte sie hier, vom Anfang bis zum Ende, wortgetreu ein. Das Original mag wohl noch in den Händen des hochwürdigen Empfängers vorhanden seyn und für die Treue der Mittheilung zeugen können, deren Inhalt, von ihm, leider! ohne alle Beachtung geblieben ist.

vielen dortigen Dörfern, und besonders in der Umgegend des Klosters. Ich gab Beweise; ich sprach mit gerechtem Unwillen über Handlungen, die Sie selbst, in Ihrem Briefe, „„grobe, verbrecherische Auftritte““ hießen; mit Unwillen von den Verirrungen und Lärmereien aufgehetzter, fanatisirter Versammlungen; mit Unwillen von dem Mangel an Thätigkeit, welche der Herr Bezirksamtmann dabei zu Tage legte, den ich persönlich hochachte, aber den ich tadle, weil er nicht, als Vollziehungs-Beamteter, Mannhaftigkeit genug besaß, mit Nachdruck einzuschreiten, wie ich von achtbaren Männern weiß, und wie man im großen Rathe dafür zeugen wollte."

„Ich glaube Ihnen wörtlich, mein hochwürdiger Freund, daß Ihres Wissens, vom Kloster aus, nichts geschah, solche Unordnungen anzuregen, oder zu begünstigen. Ich glaube es, daß es von andern Geistlichen und Weltlichen geschehn seyn mag. Aber, was that das Kloster, vermittelst seiner Autorität, seines Einflusses, zur Verhütung der Unfugen? Sprach es laut und öffentlich seine Mißbilligung aus? Stand es entschieden da, auf Seiten des Gesetzes und der hohen Landesobrigkeit? — Ein Blick, ein Wort, im Gotteshaus gegeben, kann eben so leicht das Verderblichste durch Unbehutsamkeit wirken, als anderseit Verderbliches verhüten. — Erinnern Sie sich, wie inständig und im Interesse Ihrer ehrwürdigen Stiftung, ich Sie einst bat, auf einige dortige Geistliche einzuwirken, nicht Kanzel, nicht Beichtstuhl und Hausbesuch zu mißbrauchen? Sie selbst damals vermutheten von einigen Pfarrern dergleichen gefahrbringende Unvorsichtigkeiten! Ich wiederhole diese Bitte heute noch, mit derselben Innigkeit. Noch läßt sich Vieles redressiren. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes; dem Rathe, welcher mit Religion, Vernunft und Lebensklugheit im Einklang steht."

„Nun zu etwas Anderm, den Beitrag der Klöster (an den Staat) betreffend, von dem Sie mir schrieben. Ich sehe eben, durch Vergleichung des Budgets, er ist von 20,000 auf 25,000 Fr. im Vorschlag von der Regierung erhöht. Ich kenne den Grund dazu noch nicht. Nachdem ich die Oekonomie der Klöster Muri, Hermetschwyl und Gnadenthal kennen gelernt habe, ist's im letztern allein, wo die beste Verwaltung und Ordnung besteht. Sie fehlt in Hermetschwyl. Hier ist kein Mann von Einsicht an der Spitze der Haushaltung; die

Frauen können nicht außer den Klostermauern selbstthätig seyn*). Muri, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen mündlich zu sagen, könnte seine Einnahmen, bei centralisirter, wohlgeregelter Verwaltung**), ausserordentlich erhöhen; wirklich reicher seyn, als es ist. Den Beweis dafür zu leisten, ist nicht schwer. Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen."

„Ob diesmal im großen Rathe, in Betreff des Budgets, etwas gethan werden könne nach Ihrem Wunsche, weiß ich nicht. Ich zweifle fast ebenfalls ***). Aber erlauben Sie mir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, einen gewiß wohlgemeynten Rath. Sie kennen ihn schon."

„In der heutigen, vielbewegten Zeit haben die Klöster ihre alte, feste Basis verloren, auf der sie einst sicher, wie auf Felsen standen. Wem es Ernst ist, sie im Sturm zu retten, der muß ihnen eine frische Unterlage geben, die selbst dem Geiste des Zeitalters ehrwürdig seyn und bleiben muß. Diese frische Unterlage aber ist eben die, welche es in den ältesten Zeiten war, da die Klöster gegründet wurden: Veredlung und Kultur der Menschheit, durch Religiosität und Wissenschaft. Wie herrlich leuchtete einst in beiden der Orden St. Benedikts den Andern vor! — Die bloße, mechanische Observanz der Ordensregel reicht dazu nicht aus; am wenigsten im heutigen Europa. Glauben Sie es mir!" —

---

*) Dem Benediktinerinnen-Kloster Hermetschwyl war sogar von seinen Besitzungen, z. B. ein beträchtlicher, in ältern und neuen Urbarien angegebner, Wald gänzlich von der Hand gekommen, niemand weiß wann und wohin? Ich suchte ihn mit den Klosterknechten überall vergebens in der Wirklichkeit.

**) Zum Verständniß dieser Stelle mag dienen, daß die Verwaltung der Einkünfte unter mehrere Konventualen vertheilt war, welche, meistens Söhne wenig bemittelter Landleute, selten hinlängliche administrative Kenntnisse erwerben konnten und dennoch, jeder einzeln einige 100,000 Fr. in Verwaltung hatten, worüber sie dem Abte jährlich einmal auf einem Paar Bogen Papier Generalrechnung ablegten, von der sie nachher weiter nichts vernahmen. Eben so hatte der Abt selbst einen beträchtlichen Theil der Einkünfte unmittelbar unter sich, worüber er niemandem Rechenschaft gab.

***) Wirklich, als das Budget zur Sprache kam, und Vorschläge zur weitern Erhöhung der Klosterbeiträge zu den Staatsbedürfnissen gemacht wurden, gelang es mir, mit Beistimmung meines Kollegen Fetzer, den großen Rath zu einem mäßigern Ansatz zu bewegen.

„Es thut mir leid, daß Sie mir so spät schrieben. Vielleicht wäre schon im großen Rath Anderes im Thun gewesen. Er tritt aber im Februar wegen des Schulgesetzes zusammen. Ich beschwöre Sie, bewirken Sie in Ihrem Konvent, daß das Gotteshaus sich bis dahin erkläre, nach einem großartigen Plane, eine Gewerbschule für die ganze Schweiz errichten zu wollen. Berufen Sie ausgezeichnete Professoren der Chemie, Physik, Mechanik, der Geschichte, Geographie, französischen und englischen Sprache. Mit einem Aufwand, von 16,000 Fr. jährlich, könnte Alles bestritten werden. An Raum für Wohnung der Lehrer und Zöglinge fehlt es Ihnen nicht. Die Viktualien werden dem Kloster durch die Kostgelder besser bezahlt werden, als jetzt. Ihr Entschluß wird in der Schweiz und Deutschland angenehme Sensation erregen. Ihr Muri wird Andern wieder, als Muster, gelten müssen. Der katholische Aargau wird Sie segnen, weil Sie wahren Segen ins Land bringen. Dann werden die Stimmen im großen Rathe sich auf andere Weise erheben."

„Ich ende. Mein Brief ist lang geworden. Ich wollte Ihnen beweisen, daß mir Ihre Achtung nicht gleichgültig ist. Ich sprach daher mit Ihnen Herz gegen Herz. Wollte Gott, mein Rath fände Gehör!"

„Leben Sie wohl. Vertrauen Sie meiner persönlichen Hochachtung für Sie; und — wenn Sie wollen — meiner vielseitigen Erfahrung und Kenntniß einer Welt, die Sie, aus Ihrer Zelle, nothwendig, nicht in allen ihren Verhältnissen sehn. Empfehlen Sie mich dem gnädigen Herrn, meinem lieben hochwürdigen Pater Küchenmeister und Herrn Pater Präceptor."

„Immerdar mit Freundschaft und Verehrung Ihr ergebenster Diener" u. s. w.

Es war mein letztes Wort an und für die Klöster; es ist aber keiner Antwort gewürdigt worden.

## 12.

## Frommer Aufruhr.

Während übliche Ehrfurcht oder Politik der Regierenden in mehrern katholischen Demokratien, und gewohnte Milde oder Sorglosigkeit in paritätischen Kantonen, die leise wachsenden Anmaßungen des ultramontanen Klerus übersah, oder begünstigte: reizte endlich bald jede kleine Beschränkung solcher Anmaßungen, den Zorn der römischen Vorkämpfer auf. Die Beurtheilung priesterlicher Amtsmißbräuche vor dem weltlichen Richterstuhl, oder die Einführung besserer Verwaltung des Klostergutes, von Staatswegen, hieß Religionsverfolgung. Den Lenkern der katholischen Vereine schien es weit genug gediehn, um einmal, zur Einschüchterung der weltlichen Landesobrigkeiten, auch die irdische Stärke geistlicher Gewalt zu versuchen. Also wurde die Kette der durch die Kantone Luzern, Aargau, Solothurn und Bern gezogenen katholischen Vereine zur Thätigkeit aufgerüttelt. Kanzeln, Beichtstühle, Pamphlete, Zeitungen, Volksversammlungen fachten mit allen Kräften die Glut der Glaubenswuth an. Sie schlug wirklich in Flammen des Aufruhrs auf; erst in Pruntrut des Kantons Bern, bald darauf in den Umgebungen des Klosters Muri im Aargau. Doch eine rasch ausgeführte, militärische Besetzung der aufgewiegelten Ortschaften dort und hier, stellte binnen wenigen Tagen die gestörte Ordnung wieder her. Es war im Jahr 1835.

Dieser unerwartete Ausgang der glaubenseifrigen Meutereien, und die versöhnliche Großmuth der Regierungen, konnte aber die Verführer und Verführten weder entmuthigen, noch beschämen. Der wohlwollende Geist des Evangeliums hatte seine Macht bei denen verloren, die dessen Verkündiger zu sein vorgaben. Man rüstete nur heimlicher und emsiger zur Ausführung besser berechneter Entwürfe, in vortheilhafterm Augenblick.

Dieser bot sich von selbst, nach einer kurzen Frist von fünf Jahren, dar, weil dann die Kantone Solothurn, Aargau und Luzern, belehrt durch zehnjährige Erfahrung, Verbesserung ihrer Staatsgrundgesetze zu bewerkstelligen hatten. Dann konnten die Interessen des

römischen Klerus, auf gesetzlichem Wege, durch Stimmen des Volks über die Staatsverfassungsrevision gültig gemacht werden. Einleitend dazu erschienen Wünsche, Bitten und Vorschläge zur Vernichtung des Aufsichts- und Schirmherrlichkeitsrechts weltlicher Hoheit in Kirchensachen; somit auch Vernichtung des Plazet-Regiums der Regierungen; statt dessen Gründung unabhängiger Jurisdiktion der Nuntiatur, und unabhängiger Stellung der Klöster im Staate; Uebergabe der Leitung und Aufsicht vom öffentlichen Unterricht an die Priesterschaft; kurz Aufstellung eines Kirchenstaats zum Schutz der heiligen Religion, mit demokratischen Rechten des Volks*).

Je näher in jeder der erwähnten kleinen Republiken der Tag der Entscheidung rückte, um so kühneres und vielartigeres Streben geistlicher und weltlicher Parteiführer zur Eroberung des Ziels; häufige Zusammenkünfte Verbündeter inner und außer den Klöstern; öffentliche Volksversammlungen mit frommen begeisterten Sprechern; Geldspenden; Werbungen zur Verstärkung „katholischer Vereine"; Einschärfung der Pflicht eines leidenden Gehorsams gegen die alleinseligmachende Kirche und freudiger Aufopferung von Gut und Blut in Vertheidigung derselben. Denn es sey, hieß es: allein Frage noch, ob man römisch-katholisch bleiben, oder ob man lutherisch, reformirt, ketzerisch werden, in ewige Verdammung übergehn wolle? Die Heiligen des Himmels würden Beistand leisten; wer unterliege, könne sich der Siegespalmen der Märtyrer erfreun! Man trug kein Bedenken, Alles für Alles, ins Spiel zu wagen, auf Gefahr hin, Glaubens- und Bürgerkrieg anzuzünden; Spaltung oder Untergang der Eidsgenossenschaft zu sehn.

Allein das frevelhafte Kunststück, auf zerstörten Grundvesten bürgerlicher Ordnung den Thron römischer Kirchen-Allmacht zu baun, mißlang. Eine große Mehrheit des Volks im Kanton Solothurn

---

*) Diese und andere Forderungen wurden nachmals im Kanton Luzern wirklich erfüllt. Da aber das souveräne Recht des Volks vornehmlich in der Wahl seiner Stellvertreter und Obrigkeiten bestand; die Wahlen aber größtentheils durch die Eingebungen des Klerus im Volke geleitet wurden, waren Gesetzgebung und Regierung dem Einfluß des Priesterthums übergeben.

erklärte sich für das verbesserte Grundgesetz, welches, neben den Rechten des Staats, die bisher bestandnen Rechte der Kirche gewährleistete. Eben so genehmigte die Mehrheit sämmtlicher Staatsbürger, katholischer, wie protestantischer, im Aargau ihre revidirte Staatsverfassung. Nur eine Minderheit der Bevölkerung verwarf sie, und zwar derjenigen Bevölkerung, welche meistens in der Umgebung der Abteien und Klöster, längs der Reuß und Limmat, wohnte. Hier stieß man nun in's Horn des Aufruhrs. Es galt Empörung gegen den souveränen Willen der Mehrheit. Umsonst mahnten dort noch die Verständigern, inmitten fanatisirter Landleute, vom Verbrechen ab; umsonst verwarf das katholische Frickthal die Einladungen zur Theilnahme am Aufstand der Klostergegenden. Nichts schreckte mehr vom Aeußersten zurück. Die Bauern bewaffneten sich; Geld, Wein und Branntewein, niemand wußte von wannen? stärkte und steigerte den Religionseifer; der Landsturm gegen Aarau ward gebildet. Einige Häuptlinge der katholischen Vereine, einige Advokaten und ein Kapuziner erschienen, als Anführer. In den Klöstern fanden geheime Konferenzen und Berathungen statt, während die Zellenbewohner nach Außen sehr behutsam, mit weltlicher Klugheit, offne Theilnahme mieden.

Die Regierung sandte Kommissarien, theils den Gesetzen Gehorsam zu schaffen, theils die bekanntern Rädelsführer zu verhaften, theils die Klostergeistlichen zu vermögen, den wachsenden Sturm durch ihr mächtiges Wort zu beschwören. Allein die letztern verweigerten ihr Wort, als Gottgeweihte, die allen Welthändeln fremd sind. Die Abgeordneten der Regierung und deren pflichttreue Beamten wurden hingegen blutig vom Pöbel mißhandelt, und in Gefangenschaft geschleppt. Der Landsturm brach auf. In scheinbarer Unparteisamkeit und Ruhe, doch nicht ohne Bangigkeit, sahn Mönche und Nonnen, in der Stille ihrer geheiligten Mauern, dem lärmerischen Getümmel zu; aber ihre bedienstеten Laien und Knechte wurden überall erblickt und im Gewühl überall voran. Da, im dringendsten Augenblick der Gefahr, versammelte ein Wink der Regierung die Bataillone wohlgeübter Milizen, welche unter Anführung des eidsgenössischen Obersten Frei-Herose, durch Nacht und Tag, im rauhen Winterwetter, gen Villmergen flogen, ein Dorf, welches zweimal schon durch Schlachten in frühern

Glaubenskriegen der Schweizer unselige Berühmtheit erworben hatte. Hier stand die Vorhut des Landsturms. Sie wurde nach kurzem, doch nicht unblutigem, Gefecht, zersprengt*); der Aufstand in zwei Tagen gestillt. Die erschrocknen Anführer desselben entflohn zuerst, und überließen die Abbüßung ihrer Sünde den armen, getäuschten Landleuten.

Unwille und Trauer herrschten im ganzen Lande. Schon bei der ersten Schilderhebung der nämlichen Gegenden ruhte der schwerste Verdacht auf der geheimen Wirksamkeit jener Klöster. Nun im Zeitraum von fünf Jahren daselbst der zweite Aufruhr; abermals zu gleichem Zweck, und abermals mit gleicher, scheinbarer Unparteisamkeit der Gottgeweihten, die ihren Dazwischentritt zur Stillung des Unfuges verweigerten; viele andre Thatsachen vernichteten jeden Zweifel an ihrer Mitschuld. Durch ihre Mönchspfarrer und befreundeten Weltpriester, durch ihre Zinsleute und Anhänger, war der erste Stoß zur Empörung gegeben worden. Wie hätte auch der unwissende Landmann Begehren in kirchlichen Dingen wider den Staat stellen können, von denen jener selbst nichts verstand? — Viele in den lärmenden Haufen des Volks handelten vielleicht aus frommer Ueberzeugung; Viele aber aus Lust an lüderlichem, wildem Getümmel, bei dem es nicht an Wein und Branntewein, und nicht an Hoffnung auf Beutemachen fehlte; Viele noch gesellten sich, aus Furcht vor diesen Lärmern und Schwärmern, ihnen bei, die ihre und ihrer Familien Sicherheit bedrohten. Gewiß auch waren wohl viele der Klostergeistlichen an dem frevelvollen Unternehmen schuldlos. Nicht einzelne Mönche oder Nonnen, sondern die Korporationen mit ihrem unverhehlten feindseligen Geiste standen gegen den Staat in offnem Kriege. Ihr Verband unter einander, und mit den übrigen Klöstern, mit der päpstlichen Nuntiatur, mit dem heiligen Stuhl, machte sie zur vornehmsten Schutz- und Trutzwaffe Roms gegen die Ansprüche jeder weltlichen Obrigkeit. Ihr Fortbestand ward, im Aargau, mit friedlicher Entwickelung des Staatslebens unvereinbar. Die Gewährleistung ihrer Stellung, durch den Bundesvertrag, mußte auch Gewährleistung fortdauernder Feindselig-

*) Den 11. Jänner 1840.

keiten und Zerrüttungen des Staates werden. Sie hatten Krieg begehrt und begonnen, und die Wirkungen kriegsrechtlicher Nothwehr zu tragen.

Der große Rath entschied sich für Aufhebung der meuterischen Klöster*), und, nach Abzug der Kriegskosten, die das verführte Volk nicht tragen sollte, für Ertheilung lebenslänglicher, anständiger Jahrgehalte der entlassenen Religiosen, aus dem Klostervermögen, so wie Verwendung desselben zum Behuf der Kirchen, Schulen und Armenanstalten sämmtlicher katholischen Gemeinden im Lande.

Dieser Beschluß hat bekanntlich nicht nur in der Schweiz, sondern sogar hin und wieder in Nachbarländern eine Weile Zeitungs- und selbst einiges diplomatisches Geräusch, fast über Gebühr, veranlaßt. Hier ist der Ort nicht, darüber umständlicher zu werden, vielleicht bin ichs schon zu sehr geworden. Doch glaubt' ich, meine Ansicht darüber nicht verschweigen zu sollen. Ich hatte den Geist nahe genug kennen gelernt, der in den Klosterzellen waltete und von ihnen über ein glaubenskräftiges, aber bildungsloses Volk ausfloß. Ich stimmte nicht nur für den Aufhebungsbeschluß, den ein tugendhafter Mann, ein Katholik**), zuerst zur Sprache brachte, sondern ergriff auch, zu dessen Vertheidigung in der gesetzgebenden Versammlung, selbst das Wort.

Es war dies zugleich aber das letzte Wort von mir, und für immer, in dieser Versammlung. Eingedenk des Gelübdes, welches ich im sechszigsten Jahr gethan, mich, nach Vollendung des siebenten Jahrzehends, der letzten öffentlichen Geschäfte zu entschlagen, erfüllt' ichs. Und obwohl mehrere Wahlkreise mich wieder in den großen Rath zurückforderten; und obwohl man mir die Ehre erwies, nicht an mein Alter glauben zu wollen, ja, mir den Vorwurf der Bequemlichkeitsliebe zu machen: ich hielt mein Gelübde.

---

*) Den 13. Jänner 1840.

**) Der Seminardirektor Augustin Keller. Ich nenne gern den vorzüglichen Mann, den ich ehre.

## 13.

## Der Greis

Denn der erste Lenztag des Jahres 1841 hatte, geschmückt mit zarten Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), meinen kleinen Lieblingen unter Flora's Kindern, mich schon in das einundsiebenzigste Jahr eingeführt. Mir war an diesem Tage wahrhaft, als ständ' ich auf einer Bergeshöh, an deren Fuße vor mir das Meer der Ewigkeit hörbar rausche, während hinter mir noch das Erdeleben mit seinen Einöden und Blumengefilden, Sonnen- und Gewittertagen, grün, wild und schön, ausgespannt liege.

Wenn ich ehmals von Freudenlosigkeit des hohen Alters las oder hörte, wandelte mich stille Bangigkeit an. Jetzt erstaunt' ich, daß das Greisenthum soviel Anmuth und Genuß darbiete. Jeder Zeitraum des Menschenlebens prangt mit eigenthümlichen Reizen, von denen schwer zu entscheiden ist, welcher der wünschenswürdigere sey? — Cicero's alter Cato hat vollkommen recht, zu sagen: „Wer in sich selber nicht zum Seligleben Kraft gewonnen, dem wird jedes Alter beschwerdenreich. Wer aber aus dem eignen Innern das Beste schöpft, dem tritt nichts, als ein wirkliches Uebel, entgegen; auch das späte Alter nicht, das jeder erreichen möchte, aber mancher, wenn er's erreicht hat, grämlich beklagt" *). — Selbst minder weise, als dieser Cato, war der Psalmensänger, der da seufzte: „Unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kömmt, achtzig Jahr; und wenn es köstlich gewesen, ist es Müh und Arbeit gewesen!" **) Ich weiß es wohl, daß in dies Klagelied Tausende einstimmen, deren einzige Welt die Außenwelt, mit ihren Goldschätzen, Behaglichkeiten und Weihrauchwolken, ist; oder die, wie Frau von Genlis sagt, ihr siebenzigstes Jahr in der vollkommnen Ueberzeugung antreten, daß sie nur dazu geschaffen seyen, sich anzukleiden, zu frühstücken, Mittag- und Abendbrod zu essen, Piquet zu spielen und zu schlafen.

---

*) Cicero de Senectute, c. 2.

**) Psalm 90, 10.

Allerdings seh' ich vor, daß das pflanzenhafte Leben meiner Glieder, heut noch frisch und rege, wie von jeher, bald niederwelken muß; daß, mit entweichender Nerven-Erregbarkeit, nothwendig die Kraft der Innen- und Außensinne entschwinden wird. Ich werde dann nicht mehr, wie heut, tändeln, scherzen, schaffen, wirken, meinen Musen opfern können. Was liegt daran? Je mehr sich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um so weniger fühl' ich ihren Verlust; um so heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt.

So tret' ich, froh in Gott, und überall in ihm, und mit ihm, zum Lebenswinter ein, jenseits dessen mich kein Frühling mehr auf diesem Erd-Sterne erwartet. Freund „Hain", im dünnen Schleier weniger Monden oder Jahre verhüllt, lächelt mir entgegen. Noch aber will ich mich der Gegenwart freun, umringt von den Meinigen; von Nanny, deren Jugendschöne in Seelenschöne übergeblüht ist; von Kindern, deren Keines meiner Lieb' und Sorge unwürdig stand. Das Abendroth meines Daseyns auf Erden leuchtet mich an; und die Welt schwimmt mir im rosenfarbnen Licht darin, und schöner, als einst in der Morgenröthe des Lebens.

Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Paradies ihrer Kindheit zurückblicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte, als Waise, ungeliebt und verlassen umher; nicht ungeliebt und verlassen von Gott. Ich danke seinen Fügungen, die mich lehrten, ein Paradies in meinem Innern baun. — Den Jüngling schon lachte die Außenwelt schöner an. Sie war aber nicht schöner geworden; er sah sie nur lieblicher durch das Prisma jugendlicher Gefühle und Fantasien; in jener magischen Strahlenbrechung, welche Alles mit siebenfarbigen Gloriolen umsäumt, bald Riesengestalten verkrüppelt, bald Zwerge zur Gigantengröße ausstreckt, je nachdem Laune, oder Zufall, das trügerische Glas halten. Aber auch der Jüngling blieb sich des holden Truges bewußt.

Er ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus; doch nicht das Leben, er selbst, war in sich heller geworden, so daß er schärfer den Schein vom Wesen abgränzen konnte. Von da an wohl-

gemuth, rastlos und beharrlich wirkte er für die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, wie und soviel er vermochte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und war's zuletzt auch wenig; doch war sein Wille groß gewesen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdischen, wie es ihm das Schicksal zuwarf, und dankbar für beides, ohne sich lange um Vergängliches zu grämen; gewöhnt, im Bewußtseyn und Lieben des Ewigen, zu leben.

Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. — Mögen Andre, in ihrem Herbste, die eingesammelten Ernten überschaun und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute die Saat aus; wohin sie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Wollens; über das Gedeihn der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schicksal. Auch manches taube Korn hab' ich gestreut. Ich klage darum weder mich, noch den Himmel an.

Mögen Andre sich eines mehr, oder minder mühsam erworbnen Reichthums, oder Ranges, oder Ruhms freun. Ich gönne ihnen diese Freude und bedaure ihre Mühen. Fortunens Huld hat mir keine goldne Schätze gespendet. Aber genügsam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparsamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachstrebte, und in welcher ich, aus dem Wenigen, auch zuweilen noch Unbeglücktern Hülfe zu reichen im Stande war. — — Rang? Ich trachtete nur nach dem der bessern Sterblichen. Nur einmal, in jugendlichem Aufstreben, sonst niemals im ganzen Lauf des Lebens, hab' ich um Ehrenstellen geworben; wohl deren eben so viele abgelehnt, als übernommen; und diese nur, sobald ich, wo Tüchtigere fehlten, als Nothnagel dienen, oder nützlich wirken konnte. — — Ruhm? Schriftstellerische Celebrität? Seifenblasen! Ich kannte wohl Höheres.

## 14.

## Schluß.

Eigentlich sollt' ich dies letzte Kapitelchen Nachschrift, oder Geschichte dieser Geschichte, nennen. Das Ganze war vor Jahr und Tag vollendet; lag wohlversiegelt und aufbewahrt unter Schloß und Riegel, und sollte von den Meinigen, die mich überleben würden, nach ihrem Gutdünken seine Bestimmung empfangen. Da führte ein Umstand, an sich zu unerheblich, um hier erzählt zu seyn, eine Art Nöthigung herbei, daß der Verfasser der „Stunden der Andacht" seinen seit dreißig Jahren verschwiegnen Namen nicht ferner, ohne Nachtheil eines dritten, verbergen sollte. Von Magdeburg aus ward er dann zuerst öffentlich bekannt *). Und so war auch nichts mehr daran gelegen, mit eigner Hand das Siegel von dieser „Selbstschau" zu lösen, die vielleicht mancher Familie willkommen erscheint, ihren bisher unbekannten Hausfreund näher zu kennen. Mögen sie ihn denn kennen; auch auf die Gefahr hin, ihm nun vielleicht weniger hold zu bleiben, wenn sie gewahren, er sey — ein Mensch gewesen, noch keiner der Heiligen Gottes. Und ich, es wolle mir's niemand verargen, habe nebenbei wohl gar die heimliche, schalkhafte Freude, gleichsam aus dem Grabe hervor, zu horchen, wie hassende und liebende Bekannte, einst über dem Grabe Gericht halten. Ich halte ihnen kein Gegengericht mehr.

Indem ich selber das Ganze, nach jener Zwischenzeit, wieder las, fügt' ich, da und hie, manche Einzelheit und Späteres bei; und bemerkte jetzt erst, was auch Jeder bemerken wird, daß ich mehr eine Mosaik von einzelnen Erlebnissen, als einen zusammenhängenden Lebenslauf dargestellt hatte. Weil aber meine Aufgabe „Der Mensch

---

*) Einem meiner lieben Jugendfreunde, einem mehr, denn achtzigjährigen, blinden Greise, Behrendsen, in Magdeburg, der sich viel mit den Stunden der Andacht beschäftigte, auch gern den Namen des Verfassers erfahren hätte, wollt' ich vor seinem Tode den kleinen Wunsch erfüllen, und ihm nicht länger verhehlen, was schon nicht mehr zu verhehlen war, daß ich, den [redacted] längst in Verdacht hatte, daß ich es, sein Freund, Verfasser sey. Mein Brief kam zu spät. Der Theure war kein Sterblicher mehr.

und das Schicksal" war, fand ich's gebührlich, nur das auszuheben, was von Außendingen am tiefsten in das Gemüth eingewirkt hatte, oder, rückwirkend, aus diesem, gegen die wandelhaften Umgebungen Werthung, Wort und That geworden war.

So end' ich dies Schicksalsgemälde, und vielleicht am besten mit den Worten, die ich darüber einem meiner Freunde geschrieben habe*), der am Schlusse vieler seiner Briefe mich an ein solches Gemälde ungefähr, wie Cato im Römersenat an Karthago, regelmäßig zu mahnen pflegte: „Zwar hatt' ich nicht im Sinn", sagt' ich zu ihm: „Ihr Cæterum censeo u. s. w. früher, als nach meinem Tode, erfüllen zu lassen. Nun aber will ich, da ein Siegel gebrochen ist, auch das andre brechen, und mich — wie es beliebt — exkommuniziren oder kanonisiren, oder, es wäre das Beste, bald vergessen lassen."

„Das Bild ist wirklich vollendet. Ich versuchte es, mich so treu, wie möglich, zu konterfeien; weiß nun aber doch nicht, ob ich damit zufrieden seyn soll? Die Stimmungen ändern. Auch ist's ein gar zu langweiliges Ding, Pinsel in der Hand, sich immer und immer im Spiegel zu beschaun. Man sieht sich zuletzt selber nicht mehr deutlich. Oefters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es kostete Ueberwindung, sie fortzusetzen. Doch mußte sie gethan seyn. Zuweilen las ich Abends meiner Nanny und den Kindern aus diesen Selbstbekenntnissen vor, seit ich aus diesen kein Geheimniß mehr machen wollte. Mögen die in der Nähe, und die in der Ferne, ihren Vater ganz erkennen, ehe sie seine Asche ins Grab legen."

„Lieb wäre mir, ich hätte einen ehrlichen, kaltblütigen Feind, der allfällige Irrthümer der Erzählung, oder Fehler aufzählen würde, die mir im Leben anhingen. Ohne Zweifel bin ich, wie jeder Adamssohn, ein Sünder; doch bin ich mir durchaus weder absichtlicher, noch schwerer Sünden bewußt; noch schäm' ich mich solcher Verirrungen, die zu unbedeutend sind, um genannt zu werden. Die aber, derentwillen ich von streitbaren Politikern und Theologen nur zu viel gescholten und

*) Herrn Regierungsrath Fetscherin in Bern; am 7. Febr. 1842.

verketzert worden bin, halt' ich für keine. Ich gehöre mithin eigentlich zur Klasse der „verstockten Sünder." — Gern möcht' ich wohl besser gewesen seyn, als ich war; bin jedoch sehr zufrieden, nicht schlechter gewesen zu seyn. Nur eine „Unterlassungssünde" gesteh' ich noch ein: ich habe auf Erden des Guten zu wenig gethan."

„Während ich mit der Selbstschau beschäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangne und Erzählte gar nicht geschehn. In die freundlichen, stillen Verhältnisse der Gegenwart hineingewöhnt, fand ich's beinah selbst unglaublich, einen so bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch sprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen! Eben so hat es mich ungemein überrascht, von Jünglingstagen her, Liebe und Wohlwollen so vieler würdigen und ausgezeichneten Personen genossen zu haben, die, ungeachtet sie sich ihres entschiednen höhern Werthes bewußt seyn mußten, dennoch treue Freunde blieben. Ich gesteh' Ihnen, das hätte mich in Versuchung führen können, etwas stolz zu werden, wenn mich nicht daneben das Gefühl hinlänglich gedemüthigt hätte, neben solchen Männern und Frauen ziemlich klein und verdienstlos zu stehn.

„Doch nun genug der Herzensergießungen Ihres geschwätzigen Alten! — „„Lebet wohl, und zürnet nicht!"" pflegt der Schweizer beim Abschied zu sagen."